Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 46 | **Marburg i. H., den 17. November** | **1910**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh

Inhalt: Unverloren. Zum Totensonntag — Gedanken über Pietät und Kontinuität — Bericht über einen kirchlich-theologischen Verständigungsbund — Literaturbriefe. 31. Ueber Hildebrand, Cornelius, Strzygowsky. Brandi — Verschiedenes: Von der tiefen Wirklichkeit (Reeg); Versuche (Hofmiller); Charakterbildung (Washington); Die Amerikaner (Münsterberg); Anfänge und Entwicklung der Religion (Hume); Die artige Kunst sich Feinde zu machen (Whistler); Kunst, Künstler, Christentum (Rogge); Sonntagsbetrachtungen über Schillers Gedichte (Strecker); Handbuch der Kirchengeschichte, Neuzeit (Stephan); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Unverloren

Zum Totensonntag

So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen. Jerem. 29, 13 f.

Es ist ein unvergeßlicher Eindruck geblieben von der Stunde, als wir Kinder an den offenen Sarg des Vaters geführt wurden und die Mutter leise weinend das weiße Tuch von seinem Gesichte nahm. Nicht die Tatsache des Todes selber war das Neue in jenem Augenblick; daran hatten die Gedanken schon vierundzwanzig graue Stunden lang sich abgearbeitet. Sondern das seltsam deutliche, ganz klare Doppelgefühl beim Anblick des stillen Mannes: Das ist er und doch ist er es nicht!

Als nach Jahren die Mutter selber in die unbegreifliche Stille gesunken war, stand es wieder auf dem Antlitz klar geschrieben: sie ist es und sie ist es doch nicht!

So mag es Ungezählten ergangen sein, die in diesem Jahre dem großen Geheimnis des Entschlafenseins haben ins Gesicht sehen müssen. Sollen wir es im Ungewissen lassen, das Ja und das Nein?

Es ist wie dämmernder Sonnenaufgang, wenn das Nein sich zu regen beginnt, um stärker und stärker zu werden: Nein, das was ich lieb hatte, ist das nicht! — Das ist nicht Gleichgiltigkeit gegen den lieben Leib, die treuen stillen Hände und die Augen, aus denen das Leben leuchtete. Aber eben das, was so lieb war, das war das völlig Unfaßbare, nur mit dem ganzen Leben selbst Erreichbare: das Leben. Wird das Leben begraben? Begraben wird nur das Verwesliche. Wie will man Unsichtbares begraben?

Aber wo ist dies Leben hin? Die Menschen zucken die Achseln: „das weiß der liebe Himmel!" Was liegt doch für eine wundervolle Wahrheit in dieser nachlässig hingeworfenen, tausendmal gehörten Redensart! Wer hindert uns, sie ganz und gar ernst zu nehmen? Wahrhaftig ja: Gott weiß es, wo dies Leben hin ist! Darum hin zu ihm, der gesagt hat: „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen!"

Also zu Gott. Aber ist nicht auch das liebe Leben, um das wir trauern, denselben Weg gegangen — zu Gott? Kann ein Leben aus dem Leben Gottes herausfallen? „Niemand kann sie aus seiner Hand reißen", das heißt doch: Niemand kann sie aus seinem Leben reißen; auch der Tod nicht.

Wo anders sollen unsre Heimgegangenen sein, als bei Gott?

Und nun kommt Alles, Alles darauf an, ob dieser Gott Wirklichkeit ist, — „wirklichste Wirklichkeit." Aber wie weit ist es von uns bis zu ihm, bis zu unsern Entschlafenen?

Es beginnt ein Ozean von Trost von ferneher zu rauschen, wenn es einem leidtragenden Menschen leise klar wird, daß Gott ihm näher ist, als die eigene Seele. Und in diesem unbegreiflich nahen Gott lebt das Leben, das ich meine? Dann wäre ja der liebe Mensch mir näher, als zuvor!

So ist es wirklich. Aber es ist so unfaßbar, wie Gott selber. Allein wer sagt uns, daß alles Wirkliche faßbar und begreiflich sein müsse? Die Wirklichkeit der Nähe Gottes und unsrer Lieben ist nicht zum Begreifen da. Dazu ist sie viel zu groß und schön. Sie ist nur zum Freuen, Trösten und Danken da.

Jesus Christus hat wirklich, indem er die Tür zu dem ewig nahen Vater aufstieß, „dem Tode die Macht genommen", — seine schmerzlichste Macht: die Macht uns zu scheiden. Nein, noch mehr! Der Tod darf uns unsre Lieben nicht mehr ferne rücken: er, der entthronte Fürst der Schrecken muß sie uns näher bringen! Näher zu Gott, näher zu uns, denn in ihm leben, weben und sind wir.

Wir verlieren sie aus den Augen, damit Er sie uns neu schenken kann. Wir verlieren sie aus den Augen, „damit sie unverloren sein." Aus den Augen verloren — ist das verloren?

„Er gab ihn seiner Mutter wieder" — so heißt es vom Jüngling zu Nain. Das ist das Wundervollste in dieser Welt des Sterbens, daß sich der lebendige Gott von wunden Menschenherzen finden läßt — und gibt ihnen ihre Entschlafenen wieder!

„Die Gott suchen, denen wird das Herz leben!" (Psalm 69, 33.) Und nicht nur das eigene Herz. Die Ihn suchen, denen leben sie alle.

P J

Gedanken über „Pietät" und „Kontinuität"

Die evangelische Kirche der Gegenwart hat eine Kampfeszeit durchzumachen. Das gilt zunächst insofern, als ihr durch die Arbeiten der theologischen Kritik und Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten und unter dem Einfluß mannigfacher, die allgemeingeistigen Grundlagen unseres Erkennens und Vorstellens berührenden Theorien naturwissenschaftlicher und philosophischer Art eine Fülle von Fragen und Problemen in ihrer eigenen Mitte erwachsen sind, in deren Auffassung, Beantwortung und praktischen Ausdeutung die Geister oft weit auseinandergehen und hart auf einander stoßen. Nach außen hin aber besteht die Spannung zwischen ihr und Rom ungeschwächt fort. Und nicht dies nur. Fast noch bedrohlicher ist es, daß die durch die Reformation aus der engen und oft erdrückenden Gefolgschaft der Kirche errettete weltliche Kultur — je länger, je mehr — dazu übergegangen ist, sich der befreienden Hand überhaupt zu entziehen und in ihrem hochgehobenen Selbständigkeitsgefühl ein eigenes, dem Kirchlichen abgewandtes Ideal menschlichen Wesens und Seins herauszuarbeiten, ein Ideal, das sie dem Geschlechte von heute nun eindringlichst als das bessere und im Grunde ihm allein würdige empfiehlt. In den Erörterungen pro und contra aber, welche diese Sachlage mit sich bringt, spielen die

Worte „Pietät“ und „Kontinuität“ eine große Rolle; und ganz besonders will der „Traditionalismus“ in ihrer Mißachtung und Beugung einen der Grundschäden für die gedeihliche Entwicklung unserer Verhältnisse, in ihrer Belebung und Stärkung hingegen deren sicherste Fundamentierung für jetzt und die Zukunft erkennen.

Der Traditionalismus, d. h. diejenige kirchliche Denk- und Anschauungsweise, welche die Pflege und betonende Hervorkehrung der Ueberlieferung auf ihre Fahne geschrieben hat und diese liebevolle Pflege als Maxime des Handelns und Verhaltens gegenüber dem eindringenden und Gehör und Geltung fordernden Neuen einschärft! Ausdrücklich aber heben wir hervor, daß es sich hier und für uns nicht um eine grundsätzliche Stellungnahme zum Traditionalismus und seiner gesamten Geistes- und Wesensart handelt und handeln kann. Nur darauf kommt es uns in diesem Zusammenhange an, ob die Vertreter und Freunde der Ueberlieferung gerade mit der Betonung der von ihnen gehüteten Pietät und Kontinuität das Richtige tun, ob sie darin Stützpunkte und Instanzen gefunden haben, von denen aus es keine Berufung auf ein Höheres mehr gibt.

Selbst der überzeugteste Traditionalist wird ja wohl — wenn anders er mit sittlichen Maßstäben die Erscheinungen mißt — einräumen, daß auch in seiner Welt nicht alles Gold ist, was nach außen hin glänzt, daß es auch in seiner Umgebung ein Handeln der Gedankenlosigkeit, blinder Nachahmung und Gewöhnung gibt, dem jedes wirkliche eigene Leben, jeder ideale Zug und Trieb und damit die sittliche Qualität fehlt, und das sich auf diese Weise selber richtet. Auch das gesteht er vielleicht zu, daß eine andere Form des Traditionalismus kaum höher eingeschätzt werden darf, nämlich jene, die das quieta non movere darum so eifrig befürwortet, weil jedes Neue Unruhe, Anspannung und Kampf in seiner Gefolgschaft hat und eben ihr nichts so zuwider ist, wie dies. Denn entweder liegt dieser Auffassung und Lebenshaltung eine natürliche Bequemlichkeit und Trägheit zu Grunde, oder sie entspringt einer ebenso verwerflichen Mut- und Glaubenslosigkeit gegenüber den Neuerungen an sich, einer Mut- und Glaubenslosigkeit, die erschrocken meint, mit dem Becher in der Hand, den man ihr zerschlägt, müsse auch der Saft in den Trauben am Weinstock selber zu fließen aufhören, und die darum mitten unter dem ringsumher aufquellenden Leben in ihrer Armut und Hilflosigkeit nichts Weiteres anzufangen weiß, als die Gedanken hinüberschweifen zu lassen zu den sogenannten „guten alten Tagen“, in denen Kraft und Leben, Fülle und Schönheit freier und reicher gewaltet haben sollen als heute, und in denen man Wohlsein und Freude angeblich aus tieferen Bronnen trank. Man hat das Auge dafür verloren, daß die „alte Zeit“ auch schlecht war und die „neue“ auch gut.

Aber wie nun, wenn wir einem aus echtem, warmem Gefühlsleben herausgeborenen Traditionalismus gegenüberstehn, dessen Quellort der Treusinn des menschlichen Herzens und Gemütes ist? Am Alten und Ueberlieferten hängt man dort, weil man in seinen Anschauungen, Ordnungen und Gesetzen selber groß ward, weil sie das Geistesmaterial sind, aus dem man, zum Bewußtsein erwacht, sich seine Ueberzeugung und sein Weltbild formte. Bei allem Mangel, den man an ihnen da und dort erkennt, sind sie einem so etwas Vertrautes, Anheimelndes, Liebwertes geworden. Es geht einem mit ihnen, wie mit dem schönen Altväterhausrat. Er gehört zu der Umgebung, in der man aufwuchs und zu sich selber kam. Und nicht nur, daß sich einem mit vielen seiner Einzelstücke die Erinnerung eng verbindet, eine freudvolle hier, eine trübe dort; nicht nur, daß immer wieder der Lauschende aus ihm die Stimmen der Toten zu sich herüberdringen hört und von dem geheimnisvollen, träumerischen Hauche eines vergangenen, aber ewig eng verbundenen Lebens sich umweht fühlt: auch in sich selber schließt sich hier alles, gegen einander harmonisch abgetönt, zum Ganzen zusammen.

Ich hab eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat.
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes, dürres Blatt.
So dürr sind wohl auch die Hände,

Die's einst im Lenze gepflückt.
Was mag wohl die Alte haben?
Sie weint, so oft sie's erblickt: —

so hat ergreifend schlicht der Dichter diese Zauber eines durch Alter und Erinnerung Geweihten gemalt. Wer aber läßt gerne dahinfallen oder gibt schmerzlos preis, was Jahre stillen Sinnens und Sammelns ineinander fügten? Und nun erst, wenn dies Alte, aus der Vergangenheit in das Heute Hineinragende, kein Dingliches nur und äußerlich Gegenständliches ist, sondern ein Geistesinhalt, ein persönliches innerstes Leben Atmendes und Ueberzeugungswerte Vermittelndes? Wird nicht pietätvoller Sinn um so stärker sich gedrängt fühlen zu starkem Schutz und zur Verteidigung des Ueberlieferten? Ist es nicht geradezu das Zeichen einer danklosen Gemütsart, mit leichtem Herzen und lachendem Munde das fahren zu lassen, was voraufgegangene Generationen mit Mühe hervorbrachten und was als Zeugnis ihres innersten Denkens, Wollens und Strebens vor uns dasteht? Ist nicht der Traditionalismus das der starken und gesunden Psyche Entsprechende, das in sich selber Berechtigte?

Dies ist eine Sprache und Gedankenfolge, die wir oft genug vernehmen, — was aber sagen wir dazu? Nun, daß auch uns wirklich und wahrhaftig die Pietät eine der anmutendsten Blüten am Baume der Persönlichkeit ist und bleibt; denn sie erst verleiht menschlicher Größe einen Zug des Warmen und Verinnerlichten, gibt ihr etwas Zutrauen Erweckendes, so daß wir nicht nur staunen und bewundern, sondern auch herzlich liebgewinnen können. Nur ein Recht auf Allgemeingültigkeit und unbedingte Geltung darf jener Pietätssinn nicht für sich in Anspruch nehmen wollen. Denn es liegt auf der Hand, welche Gefahren das in sich schließt. Indem er sich nämlich an das Ueberlieferte voll und ganz hingibt, wird er gleichgültig, oder ungerecht und undankbar gegenüber dem, was die Gegenwart hat und will. Und was er von sich aus besten Falles zu bieten vermag, sind Quietive, aber keine Impulse fortschreitender Entwicklung. Auf sich selbst beschränkt, wird er zu einer Kraft des Beharrens, aber keine schöpferische Macht. Er trägt wohl das Schwert zum Schutze, aber nicht auch zugleich die bauende Kelle. Kritiklos gegen das Frühere, zeigt er nur zu häufig eine verhängnisvolle Voreingenommenheit gegenüber allem ohne Unterschied, was sich eben geltend machen will. So aber wird ihm die Liebe zum Ueberlieferten das Hindernis für die Erfassung und Würdigung vorhandener Lebensregungen und Lebensbetätigungen. Und eben hier ist der Punkt, der jeden auf unbedingte Pietät fußenden Traditionalismus ins Unrecht setzt. Ein Höheres als ein Kultus des Vergangenen ist die Kultur der lebensvollen Kräfte der Gegenwart, wenn es nämlich so steht, daß beides nicht Hand in Hand mit einander gehen kann, sondern das Eine das Andere lähmt. Gegen ein Ueberliefertes — es sei nun, was und wo es sei — um jeden Preis Pietät verlangen und üben, ist unter Umständen frevelhaft und gottlos, während auf der andern Seite ein scheinbar pietätloses Handeln oft den stärksten ethischen Impulsen entspringt und den wahren Daseinszwecken dient. Muß das wirklich erst noch bewiesen werden? Genügt nicht der einfache Hinweis auf den Eintritt der seltenen und großen Männer in die Geschichte ihrer Zeiten? Jedes Volk hat ja ihrer etliche, die klärend und befruchtend am Menschheitshimmel dahinzogen wie Gewitter, Männer, die mit zündenden Gedanken, welche sie in die Welt warfen, gleichsam ein Bette gruben, in dem der Strom der Menschheit oder ihres Volkes für lange dahinfloß. Sind sie aber nicht fast durchweg das, was sie wurden, im Bruche eben mit einem Stücke der Ueberlieferung geworden, so daß sie den Vorwurf der Pietätlosigkeit auf sich zogen? Und ist nicht gerade auch Christus dafür ein Zeuge? Gewiß, pietätvoller, wie er, hat wohl Niemand je empfunden, geredet und gehandelt. Ueberall bei ihm, — welch ein Respekt vor dem Alten! Als den Verwirklicher einer dort ruhenden Wahrheit lehrt er seine Jünger und das Volk ihn ansehen. Er bezeugt es Aengstlichen wieder und wieder, daß seine Aufgabe nicht in der Auflösung des Ueberlieferten liege, sondern in dessen Vertiefung. Er geht in die Bräuche seines Volkes ein, obwohl sie ihm mehr als einmal kaum noch etwas anderes sind, als

eine durch Alter geweihte Form. Aber wir wissen alle, daß und wie er sich zu gegebener Stunde vollbewußt — man denke nur an den Vorgang Mark. 3, 31 ff. — über die Forderung der natürlichen Pietät hinweggesetzt, wie er in seinem Handeln und Verhalten die Wahrheit vertritt, daß dort, wo die Erfüllung einer Pietätspflicht nur möglich ist durch eine Verletzung des Gewissens, jene zurückzustehen hat, damit man sich dieses unverwundet erhalte.

Mag sein, — so höre ich erwidern —, daß du mit dem über die „Pietät" Gesagten nicht ganz Unrecht hast, aber wie steht es denn nun um die historische Kontinuität, die Aufrechterhaltung des festen geschichtlichen Zusammenhanges mit dem Vergangenen in den Gegenwartsgestaltungen? Ist er nicht erfahrungsmäßig für System und Institutionen, Volks- und Staatsverbände die einzig sichere Bürgschaft gedeihlicher Weiterentwicklung? Sollte es den Heutigen nicht mehr angeraten werden müssen, sich bei allen ihren Unklarheiten aus dem Buche der Geschichte die gültige Antwort zu holen und das Vaticinium für ihre Zukunft? Natürlich, wenn man in diesem Sinne von Kontinuität und Vergangenheitswertung redet, so versteht man darunter nicht einfach das „Gestern" schlechthin, sondern man hat dabei, wenigstens zuerst und vor allem, die große, epochemachende, schöpferische, irgendwie klassische Vergangenheit im Auge. Ihre Ideale und Zielbestimmungen, ihre aus machtvoller Bewegung, durch erleuchtete Geister, in vielerlei Läuterungsfeuern und Kämpfen gewonnenen Erfahrungen, Sitten und Lebensgepflogenheiten, Ordnungen und Gesetze, Anschauungen und Methoden sollen in Geltung bleiben und den Heutigen als Prüfsteine und Maßstäbe gelten.

Nun wird ja Niemand das Wahrheitsmoment in diesen oder ähnlichen Ausführungen bestreiten. Denn wenn der Traditionalismus die Lebenden an die Geschichte als eine der besten und verläßlichsten ihrer Lehrmeisterinnen verweist und in der Abwehr einer überhitzten, die Allgenugsamkeit und Souveränität des Zeitgeistes verkündenden Subjektivität darauf dringt, die dort ruhenden Schätze der Weisheit sich nutzbar zu machen, — so tut er gewiß gut. Aber als Ueberspannung des an sich wichtigen Grundsatzes muß es doch beurteilt werden, wenn das irgendwo und irgendwann Bewährte als das Probehaltige schlechthin proklamiert wird; wenn Erfahrungen, die einstmals zum Segen gemacht wurden, nicht nur als die besten, sondern allein möglichen Handhaben unter allen Verhältnissen betrachtet werden, um die Richtlinien des öffentlichen Lebens und Treibens festzulegen; wenn Gesetze und Einrichtungen, unter deren Einwirkung vielleicht Bedeutsames entstand, als solche hingestellt werden, die noch heute das Gleiche leisten müßten. Das aber heißt zunächst nichts weiter als das Geistesleben einer bestimmten Epoche knebeln ohne jede Rücksicht auf die aus der varietas temporum et hominum sich ergebenden besonderen Bedürfnisse. Es ist kein Geringerer als Augustin, der seine Zeit gewarnt hat: Non est verum quod dicitur semel recte factum nullatenus mutandum esse: es sei unrichtig zu sagen, das einmal zu Recht Geschehene dürfe um keinen Preis geändert werden. Denn gesetzt den Fall, daß der Charakter der Zeit ein anderer geworden, so fordere die Vernunft die Aenderung des zuvor zu Recht Geschehenen; und sollten sich Stimmen finden, die eine derartige Umgestaltung als einen Frevel ausgeben wollten, so würde doch die Wahrheit wider sie den Mund auftun und sagen, in der Nichtumgestaltung liege hier das Unrecht. Das Richtige werde der immer treffen, der die Verschiedenheit der Zeitumstände mit in Rechnung stelle. Es wird ja allgemein zugegeben werden, daß für das geistige Leben — welches Einzelgebiet unserer Kultur auch ins Auge gefaßt werden möge — die „Entwicklung" das Unerläßliche ist. Gesunde Entwicklung aber — das liegt schon im Namen und Begriff — ist zunächst allerdings ein Sicherschließen aus gegebenen Keimen. Wir brauchen für sie also Kontinuität. Schlechthinige Neuschöpfungen, bei denen gewaltsam die Fäden des Zusammenhanges mit dem Voraufgegangenen zerrissen werden, bedeuten zum mindesten eine Stockung in der Geisteskultur. Man steuert in solchem Falle einfach ins Uferlose; man hat den festen Boden unter den Füßen und den sicheren Ausgangspunkt für seine Bestrebungen eingebüßt. Aber jede Entwicklung setzt eben von der Grundlage des Vorgefundenen und historisch Gegebenen das Neue unter Verwendung des Eigenen. Erst durch die Beigabe dieses Persönlichen wird aus dem bloßen Nachahmen ein selbständiges Wesen. Wir brauchen mithin für die geistige Entwicklung auch Individualismus, ein seiner Eigenart sich bewußtes Geschlecht, das nicht stumm und sklavisch das von den Vätern Ererbte herübernimmt, sondern es von sich aus erwirbt, mit seinem Geist durchtränkt und in sein Wesen aufnimmt, um es so sich zum Besitze zu machen. Erst auf diese Weise wird es wirklich ein Material des Weiterbauens. Ein Vergangenes, das nicht die Seele der Gegenwart in Schwingungen d. h. ins Mitschwingen bringt, ist, so hoch es an sich stehen mag, für sie verloren. Damit ist schon zugegeben, daß es von Natur ein Gewichtiges, ja Ueberragendes sein kann. Nur diese Menschen haben dafür kein Organ, keine Empfänglichkeit, keine Resonanz; und man soll wohl zusehen, daß man nicht über dem eigensinnigen oder einseitigen Bemühen, ihnen um jeden Preis etwas Fremdartiges einsenken zu wollen, den in ihnen lebenden Wahrheitshunger überhaupt ungestillt läßt. Die varietas temporum will beachtet sein, und sie bedingt für die Geistesdarbietung die Selektion. Diese aber bezieht sich auf Inhalt und Form. Gewiß, wie es Wahrheitsideen gibt, von denen man wird sagen können, daß sie unüberwunden, ohne zu altern, siegeserprobt durch die Menschheitsjahrhunderte schreiten, fester als Berge und Himmelsgestirne, so gibts auch Ideeneinkleidungen von so eigenartiger Schönheit und Kraft, daß ihnen der Zeiten Zahn nichts anhaben kann, daß sie ein sprachliches Gemeingut der frühsten und spätesten Geschlechter sind. Aber diese Tatsache hebt die andere nicht auf, daß eins der Geheimnisse geistiger Wirksamkeit darin besteht, die Wahrheit mundgerecht zu machen. Dunkle Formeln sind, was die Raritäten im Altertumsladen. Kenner mögen sie bewundern, aber die Anderen gehen an dem Unverstandenen achtlos vorüber.

Wider das Gesagte wird man vielleicht ins Feld führen, daß unter Umständen doch der strenge Traditionalismus das einzig Mögliche und Verständige sein werde, nämlich dann, wenn Eigenes nicht zur Verfügung stehe, man Epigone und unschöpferisch sei. In diesen Fällen sich bescheiden und in den durch eine sichere und große Ueberlieferung gegebenen Bahnen, Ordnungen, Formen und Gesetzen ruhig sich weiterbewegen: das sei sicherlich höher einzuschätzen, als ohne die Kraft zur Führung eine Führerrolle sich anzumaßen. Jeder derartige Versuch müsse zur Willkür, Unnatur, Verkünstelung ausarten. Daß hier eine Gefahr liegt, mag eingeräumt werden, nämlich darin, daß Generationen und Zeitepochen sich in ihrem Können nicht richtig einschätzen, wohl gar ein Meisterschaftsrecht sich zulegen, wo sie nur Handlanger zu sein vermögen. An sich aber gibt es in der Geschichte keine schlechthin toten Abschnitte, d. h. Abschnitte ohne irgendwelche Befruchtungskeime für das Ganze und die Zukunft. Zweifellos wird ja die Darbietungskraft in den einzelnen ungeheuer verschieden sein, und neben Perioden, in denen das Neue im Erkennen und Können heraufquillt wie im günstigen Jahre das junge, starke, frische Lenzesblut, gehen andere her, in denen das Leben, das geniale und ungewöhnliche, vereinzelt, zögernd, kraftloser in die Erscheinung tritt. Das Wort des neutestamentlichen Schrifttums findet auch hier seine Anwendung: dem Einen gab er fünf Zentner, dem Anderen zwei, einem Dritten einen. Aber ganz leer, ganz ohne Auftrag und Pflicht ist eben Niemand. Und wenn nun eine Zeit — es sei im Aesthetischen, es sei in Sachen der Sitte und des Glaubens, es sei in der sozialen Frage oder sonstwie — darauf aus ist, ihrer Eigentümlichkeiten sich bewußt geworden sie selbst zu sein und Ueberliefertes da zu verlassen, ja von sich aus niederzulegen in einer Umwertung von Werten, wo diese sich ihr als unzulänglich oder falsch erwiesen, so hat sie dazu nicht allein das volle Recht, sondern sie übt einfach eine ihr gegebene Pflicht. Zeitgeschichtlich individualistische, d. h. von dem Herkommen und den Wegen der Vergangenheit abbiegende Neigungen sind durchaus verständlich, und eine traditionalistische Denkweise, die das grundsätzlich ablehnte, wäre wider Wahrheit und Vernunft, wäre wider den Willen und Geist der Menschheitsgeschichte.

Das Verwerfliche des Individualismus beginnt dort, wo er, zum puren Subjektivismus herabsinkend, das Herkommen und die Ueberlieferung als solche verächtlich bei Seite schiebt und das Gesetz der Kontinuität überhaupt verwirft. Das Richtige spricht in dieser Beziehung schon die Weisheit des großen Weltweisen aus: Laßt uns an dem Alten, so es gut ist, halten, aber auf dem alten Grunde Neues schaffen jede Stunde, — also eine Verbindung historischen Sinnes und zeitgenössischen Verständnisses.

Ich kann mir nicht versagen, hier zum Schlusse anzuführen, was ich jüngst von K. F. Schinkel, dem großen Klassizisten der Baukunst im Anfang des vorigen Jahrhunderts, las. Er hat gelegentlich sein ästhetisches Glaubensbekenntnis dahin formuliert: Nichts wahrhaft Großes und Schönes aus früheren Kunstepochen solle und könne untergehn in der Welt; es daure ewig fort, künftigen Geschlechtern zur Veredlung. Aber es häufe sich, so lange die Welt stehe, dieses mehr und mehr an. Der Einfluß dieser Erbschaft auf die Ausübung gegenwärtiger Kunst werde (dadurch) unsicherer und lasse Mißgriffe zu. Hierin Ordnung zu halten, das Wertvolle früherer Zeitalter innerlich unverfälscht unter uns lebendig zu erhalten und das Maß der Anwendung für die Gegenwart zu finden: das sei eine der Hauptbestimmungen des Architekten. Wie fein gedacht und gesagt ist doch das! Jedes wahrhaft Große trägt darnach in sich selber Ewigkeitswert, ist von sich aus zu einer — ich möchte sagen — Unsterblichkeit des Erfreuens und Beglückens prädestiniert. Aber eben das Große wird nicht immer alsbald als solches oder doch nicht in seinem ganzen Umfang der Zeit, zu welcher es kommt, offenbar. Nur zu oft geht es in ihr wie unter Schleier und Hülle einher, weil die Augen, die es sehen, gehalten sind, daß sie es nicht oder doch nur in einzelnen Strahlen, von ferne her, mehr ahnend, als wissend und erkennend erfassen. So häuft sich ein großes ungehobenes Schönheitsgut. Das aber sei nun eben das Zeichen des wahren Künstlers, daß er nicht nur des allgemein Anerkannten sich freue, sondern daß er offenen Auges und historischen Sinnes jene angesammelten unverbrauchten Schätze fichte, um darnach zu unterscheiden, was die Zeit, in welcher er stehe, aus ihnen aneignen könne, was ihr — denn Alles schickt sich auch hier nicht für Alle — eine Kraft der Daseinserhöhung im Wecken, Beleben und Steigern des Schönheitsinnes werden könne: — er, der Künstler von Gottes Gnaden, so ein Mittler zwischen Vergangenheit und Gegenwart, in einer Person Individualist und Traditionalist! Das sind ja nun freilich die Gedanken eines Kunstästhetikers. Aber sollte, was jener Mann mit dem Blicke auf das von ihm bearbeitete Gebiet der Kunst aufstellte, nicht in der Tat eine Wahrheit auch für die Welt des Allgemeingeistigen sein? Sollte es im Reich des Wissens und des Glaubens anders stehen, als in dem der Farben und Linien?

Karl Pahncke

Bericht über einen kirchlich-theologischen Verständigungsbund

Im Anschluß an das Berliner Universitäts-Jubiläum wurde durch „vertrauliche" Einladungen eine Versammlung zur Begründung eines „religiösen Bundes zur Veredlung des kirchlichen Parteilebens" in einen Konfirmandensaal durch Pastor Runze in Sülldorf bei Magdeburg einberufen.

Die Versammlung, mit Choral begonnen, war von etwa dreißig Personen besucht, darunter auch Laien, die alle der Ueberzeugung waren, daß der Zwist der für Kirche und Theologie notwendigen Parteien nicht so weiter gehen dürfe, wie er bisher am schärfsten in Berlin*) ausgeprägt, aber auch sonst zum Schaden der viel bedrängten Kirche reichlich zu spüren sei. Eine weitere Reihe von Theologen aus allen Lagern hatten sich als Mitglieder gemeldet, andere in hohen Kirchenstellungen und auf Lehrstühlen ihre wärmste Zustimmung bekundet.

Der Vorsitzende wies auf La Roche als auf den Vater dieses Friedensgedankens hin, der mit seiner Schrift: „Das Positive in D. Fischers Vortrag, ein Wort für Fischer von einem Gegner" (Berlin, G. Nauck) 1905 das Ziel für Alle gesteckt hat: überkreuz den Gegner, d. h. Liberale den Positiven und umgekehrt, verteidigen! La Roche hat u. A. in der Christlichen Welt*) wie in der Preußischen Kirchenzeitung die verdiente Beachtung gefunden. Darnach hat der Vorsitzende literarisch im Organ der Pfarrervereine den Gedanken aufgegriffen und mancherlei Zustimmungsäußerungen erhalten. Im Anschluß an die diesjährige Tagung des Pfarrervereins in Brandenburg (Havel) hatte ferner La Roche als Vorsitzender des Alte-Herren-Verbands des Berliner Akademisch-Theologischen Vereins eine Sonderversammlung einberufen, deren Verhandlungen in der Julinummer der Kartellzeitung d. J. abgedruckt sind. Es war dabei u. A. auf die Mannigfaltigkeit der Typen von Beruf, Alter, Geschlecht, Erziehung, Anlage hingewiesen, in denen christliche Frömmigkeit zum Ausdruck kommt, ferner auf den mehrdeutigen und sekundären Charakter des Dogmas, dem immer ein Erleben als primäre Tatsache entsprechen müsse, endlich auf das Wesen der Kirche, in das sich der Individualismus des Deutschen mit seinem Sonderbekenntnis und Sonderwissen nicht einfügen wolle, das aber dennoch im Sinne des vor Jahresfrist gefeierten Calvin praktisch herauszuarbeiten sei.

Die Einladung Runzes war ergangen mit Angabe der Prinzipien des Bundes, die La Roche seinem Referat auch zu Grunde legte, nachdem er über die Notwendigkeit des Bundes seine ernsten und gerechten Gedanken geäußert hatte:

1. Die Partei-Gegensätze sollen nicht verwischt werden, sondern grade deutlicher hervortreten (ungetrübt durch die Parteibrille des Gegners). Jedes Mitglied bleibt in seiner Partei.
2. Die Parteiprinzipien sollen sachlich und gerecht behandelt, bezw. durchgearbeitet werden.
3. Das Gemeinsame der Parteien soll (ohne Verwischung der Unterschiede) in den Vordergrund gestellt werden.
4. Der Bund soll ernst religiös sein: er will religiöses Leben wecken und die Kirche bauen; er will helfen, daß die Parteien in sich selbst aus der Tiefe des Gottesgeists Veredlung schöpfen. Er will nicht „kirchenpolitisch" auftreten, z. B. keine Wahlkandidaten aufstellen und dergleichen.

Jede Partei hat ihre Eigenart, kann aber entarten durch Einseitigkeiten, deshalb müssen die Parteien in der Kirche das Gleichgewicht suchen. In positiver Form von Liebestätigkeit (Innere Mission) finden sich die Parteien zusammen, ohne daß über die vorhandenen Differenzen des Dogmas geredet wird. Sie müssen aber offen, ruhig und sachlich zugestanden werden von unseren heutigen Kenntnissen des religiösen Lebens aus. Die kirchlichen Parteien sind oft aus Elementen zusammengesetzt, die zum Teil mit der Kirche als solcher nichts zu tun haben. Was die Kirche dem Volk, soll der Bund den kirchlichen Parteien sein: eine Art lebendige Ethik kirchlichen Parteilebens. Unter Anderm schlägt La Roche zur Bezeichnung des Bundes das violette Kreuz vor nach Analogie des weißen, roten und blauen Kreuzes: Violett alte Theologenfarbe. Ueber die Form des Bundes hat die Zeit zu lehren! möglichst wenig Organisation vorläufig, viel mehr christliche Persönlichkeiten, die Anregungen, Vorträge auf Synoden, Pfarrkränzchen, in Briefen geben. Die Aussichten des Bundes werden von Vielen, die den Gedanken für gut halten, angezweifelt, doch alles Große und Wahre wächst senkrecht.

Darauf referierte meine Wenigkeit ausführlich über folgende vier Thesen:

1. Um des Christentums wie um unser selbst willen gilts Frieden zu halten auf Erden in Wissenschaft, Kirche und Presse.
2. Die Theologie steht nicht auf der Höhe der Empirie als des modernen Geisteszugs, daher darf Niemand den Bruder — nicht den „Gegner" — verachten. Was uns einigen kann, ist Religionspsychologie.

*) Betrübend sind wieder die Kreissynodal-Verhandlungen Friedrichswerder II nach dem Bericht des Reichsboten vom 4. November. Konnten nicht doch die Liberalen schweigen, nachdem die Kirchenbehörde entschieden hatte, um des lieben Friedens willen? Konnten nicht doch die Positiven die Wahlen zu Synodalvertretern annehmen mit der Begründung, daß es ihnen zwar widerstrebe, nach den früheren Erörterungen, daß sie aber um der Sache und des brüderlichen Entgegenkommens willen wieder mitarbeiten wollten? Ob nicht gerade für diese Synode ein Proponendum über Mittel und Wege der synodalen Einigung zur Verhandlung dringend erforderlich ist? Die Liebe Christi dringet uns Alle!

D H

*) 1905 Nr. 37 Sp. 883.

3. Die Kirche ist ein Seelenorganismus und umfaßt verschiedene Glieder und Kräfte, die einander nötig haben — der Block ist ein Hort von Frömmigkeit und Fortschritt.

4. Die Presse zeigt wenig Verständnis für wirkliche Theologie und Kirche, muß aber für unsere Interessen gewonnen werden. Wir müssen uns die Art vieler Blätter verbitten, die Gift und Galle gegen den Anderen speien.

Wir schaden uns, führte ich aus, unserem Amte und unserer Sache durch ein Gebahren, auf das die Feinde der Kirche hinweisen, nicht nur Rom, sondern erst recht die inneren Feinde. Unsre systematische Theologie ist nicht auf der Höhe, höchstens die geschichtliche Forschung der Theologie, die sich jedoch noch kräftig ergänzen muß durch das, was die Theologie an der Geschichte besonders angeht, nämlich die Geschichtspsychologie. Daher aller Grund zur Bescheidenheit auf allen Seiten. Religionspsychologie lehrt uns, daß der Glaube unendliche Mannigfaltigkeit darbietet, in Kindheit, Jugendalter und Reife; dieselbe Verschiedenheit zeigen andere Querschnitte des Glaubens in Ständen, Geschlechtern, an dem immer nur gemeinsam ist die Doppelheit der Pole: Erleben und Gott. Wir müssen einander tragen, in Selbstverleugnung ein Opfer nicht unseres Intellekts, sondern Willens bringen, das Gott segnet. Keiner darf meinen, die volle Wahrheit von Bekenntnis und Wissen, in der auch er recht besehen Wandlungen durchmacht, in Erbpacht zu haben. Wir lehnen uns mit unserem Glauben an die Geschichte an, die beides ist: konservativ und liberal. Jeder wahrhafte Fortschritt wird durch den Antagonismus beider Faktoren erreicht.

Schließlich referierte Pastor Kersten aus Ketzür bei Brandenburg über die ähnlichen Bestrebungen in Baden, wo allerdings eine Mittelpartei fehle.*)

In der außerordentlich regen Debatte wurden folgende Punkte herausgearbeitet: Wir wollen ein religiöser Bund sein, nicht ein theologischer einer Mittelpartei. Einige Herren eines Komitees mögen die Geschäfte der Praxis in vernünftigen Vorstellungen durch Briefe, Referate führen, ebenso Weiterungen in der Organisation des Bundes, der vorläufig möglichst organisationslos sei, einleiten. Gerade eklatante Friedensstörer müssen zu Freunden unseres Bundes gewonnen werden.

Das Referat von La Roche wird im Dezemberheft der „Studierstube“ veröffentlicht werden, das Protokoll der Verhandlungen den Mitgliedern des Bundes vom Vorsitzenden auf Wunsch zugehen. Man zieht vorläufig den Weg eines stillen, nicht geheimen Ordens der Wirkung durch laute Publikationen vor.

Gustav Vorbrodt

*) Ganz fehlt diese meines Wissens dort nicht. D H

Literaturbriefe

31. Einiges über bildende Kunst, Elementargesetze, „Form und Inhalt“ und verwandte Probleme, erläutert an den Büchern von Hildebrand, Cornelius, Strzygowsky, mit einem Anhang über Brandi's Renaissance in Florenz und Rom.

1

Es handelt sich in der Kunst nicht um eine Hilfswissenschaft der Geographie oder Menschenkunde oder Botanik oder Zoologie oder Anatomie. Deren Bedürfnisse befriedigt die Photographie mit viel mehr Zuverlässigkeit. Handelte es sich in der Kunst um Etwas, das eine gute Photographie auch geben kann (zumal wenn wir erst farbige Photographien haben werden, was doch nur eine Frage der Zeit ist) — weshalb soll der Künstler schwitzen, wo der Photograph doch vorzuziehen wäre!

Es kann aber in der Kunst überhaupt nicht um Etwas gehen, das von der lebendigen Natur übertroffen wird. Was für ein trüber Ersatz für sie wäre die Kunst! Trübe, weil um fast alle Werte gebracht, die die Wirklichkeit konstituieren, — eine Landschaft, deren Licht nicht leuchtet, deren Luft keine Brust weitet, deren Blumen nicht duften, deren Bäume nicht wehen, deren Vögel nicht singen, — eine künstlich sterilisierte Natur, eine Art Herbarium im Großen. Daß aber dies nicht der Sinn selbst des bißchens Kunstgefühl ist, das, verkümmert genug, die Verwissenschaftlichung der Welt, die über uns gekommen ist, in uns übrig ließ, das können wir immerhin bemerken, sobald wir unsre wirklichen Empfindungen bei der Betrachtung starker Kunstwerke einigermaßen kritisch sichten.

Offenbar muß der eigentlich künstlerische Genuß, soweit die bildende Kunst dabei in Frage kommt, sich irgendwie gerade auf das beziehen am Kunstwerk, was sich von der betreffenden Naturwirklichkeit unterscheidet und deshalb weder durch eine Photographie, noch durch die Wirklichkeit selbst besser gegeben werden kann. Es handelt sich endlich auch nicht um eine Hilfswissenschaft zur Psychologie. Denn gerade wie der psychologisch gesunde Normalmensch die Dinge sieht, ist uns am allergleichgültigsten. Und auch als Beispielsammlung für pathologische Zustände zu dienen, ist offenbar nicht ihr Wert für uns.

In diesem Stand der Frage, zu einer Zeit, als der wissenschaftliche Naturalismus noch in seiner Sünden Maienblüte stand, griff Adolf Hildebrand mit seinem „Problem der Form“*) ein. Das Schriftchen, — das Diminutiv gilt nur für sein Aeußeres: ein kleinformatiges Heft von 135 Seiten — erlebte in den vierzehn Jahren, die seit seinem Ersterscheinen vergangen sind, sechs Auflagen (unbekannt bleibt freilich, wie groß sie waren), und man könnte geneigt sein, aus dieser immerhin günstigen Aufnahme die ungünstigsten Schlüsse über seinen Wert zu ziehen: gehaltvolle Bücher bringen es nicht weit unter uns. Indessen dies Buch ist in einem dermaßen gedrängten, mit nicht immer leicht faßlichen Kunstausdrücken gespickten, gewundenen Stil geschrieben, daß jener Verdacht in Jedem, der das Buch zu lesen beginnt, nach den ersten zwei Seiten zerstiebt. So etwas liest selbst aus Mode Keiner, den nicht ein Eindruck von wirklich starken Werten festhält, von Werten, die er anderswo nicht findet. Und dieser Eindruck stellt sich in der Tat dieser Schrift gegenüber sehr schnell ein. Wobei dann durch den schweren Stil hindurch (der so Vielen anhaftet, welche sich gezwungen fühlen, die Dinge in neuer Weise zu sehen) ein eigentümlicher ästhetischer Reiz sich einstellt: eben der Reiz, neue Gedanken durch einen widerspenstigen Stoff sich durchschlagen zu sehen.

Hildebrand unterscheidet — ich gehe zur Sicherheit von den Erklärungen aus, die er selbst seiner dritten Auflage vorausgesetzt hat —, in Malerei und Bildhauerkunst ein imitatives und ein architektonisches Element; architektonisch in dem allgemeineren Sinn, in dem man auch von der Architektur eines Dramas oder einer Symphonie sprechen kann, wenn man den inneren Bau, das organische Ganze von Verhältnissen bezeichnen will, das gerade das eigentlich Künstlerische in ihnen ausmacht. Auch in der bildenden Kunst steht es so:

> Das instinktive Bedürfnis, aus dem Stückwerk des Erlebten ein Ganzes für unsere Vorstellung zu bilden, schafft und waltet mit Verhältnissen direkt aus sich heraus, wie die Musik,

und dies ist das eigentliche künstlerische Gefühl, während das Imitative nur einen immer reicheren Stoff für dieses Bauen heranzubringen hat.

> Bezeichnend für unsere wissenschaftliche Zeit ist es, daß eine künstlerisch sachliche Arbeit nicht über den imitativen Teil hinausgeht. Das architektonische Gefühl fehlt entweder ganz oder begnügt sich mit einem rein äußerlichen, mehr oder minder geschmackvollen Anordnen.

In diesen Sätzen ist der Angriffspunkt und der Schlüssel für das Buch gegeben. Wie viele und kräftige weitreichende Einsichten mit diesem Schlüssel erschlossen werden, möge man in dem Buche selbst nachlesen. Ich wüßte kein anderes, aus dem man so reiche Einsichten in die elementaren künstlerischen Erfordernisse schöpfen könnte als aus diesem. In die Erfordernisse, welche auf jeden Fall erfüllt werden wollen, wenn das Werk überhaupt als Kunstwerk in Betracht kommen soll. Ob eine solche Belehrung über die Elemente der künstlerischen Anschauung an sich nötig ist, da doch ein eigentlicher Genuß immer nur als instinktiver denkbar ist, kommt praktisch deshalb nicht in Frage, weil es sich in Wirklichkeit nie um eigentliche Erziehung zum Kunstgenuß handelt, sondern ähnlich wie auf dem Ge-

*) Das Problem der Form in der bildenden Kunst. Straßburg, Heitz. Der Besprechung liegt zu Grunde die 5. Auflage von 1905. 135 S. 2 Mk.

biet der Religion um ein Forträumen von allerlei anerzogenen Vorurteilen, welche unsere Instinkte irreführen und das Reich der Kunst (wie das Reich Gottes) nicht kommen lassen wollen.

Das Buch von Hildebrand hat die Bedeutung gewonnen, eine Art Gesetzbuch für die moderne Bildhauerei geworden zu sein. Wie sehr es sich nun auch lohnt, das Buch selbst zu lesen, schon weil man in ihm an die Quelle der modernen Diskussion über das Thema kommt, so ist es doch nicht ohne weiteres jedem verständlich. Dazu ist es zu schwer geschrieben. Das brachte denn mit sich, nicht nur, daß Mancher, der es im Schweiß seines Angesichtes durchgeackert hatte, es unverstanden fortlegte, sondern auch, daß Mancher es mißverstand. Es wuchs immer mehr das Bedürfnis sozusagen nach einer Art Uebersetzung ins Deutsche. Die hart abstrakten Beweisführungen waren ins Konkretere zu übersetzen, das Anschauungsmaterial zu vermehren, das Ganze überhaupt mehr aus der Anschauung heraus zu entwickeln, statt daß es aus den allgemeinsten Allgemeinbegriffen mit scheinbar logischer Unwidersprechlichkeit ins Wirkliche hineinbewiesen wurde.

Noch Hildebrand selbst hat dies Bedürfnis in sich gefühlt, und deshalb eine ganze Reihe kleinerer Auffätze geschrieben, die er neuerlich gesammelt hat,*) in denen er seine Theorie an diesen oder jenen Einzelfällen wie an Bei- und Gegenbeispielen erläutert. Diese Betrachtungen, in der entschlossenen Art Hildebrands sofort auf den springenden Punkt losgehend, sind, zumal an dem Buch gemessen, leicht verständlich. Indem sie sich wie vorläufig doch schon mit den eigentlichen Problemen des Buches beschäftigen und zu ihnen Lust machen, sind sie eine gute Einführung für das Buch.

Das Wünschenswerte einer Uebersetzung des Buches selbst bleibt trotzdem bestehen. Doch fordert ein solches Unternehmen eine gewisse Selbstverleugnung. Der Münchener Philosophieprofessor Hans Cornelius hat sich ihr unterzogen.**) Das kann man meines Erachtens garnicht hoch genug einschätzen. Und zwar besonders auch als ethische Leistung.

Ich will sofort erklären, was damit gemeint ist:

Die Künstler der alten Zeit haben bekanntlich nie Gewicht darauf gelegt, etwas Neues zu leisten; und doch waren sie wahrhaftig ehrgeizig und selbst neidisch und eifersüchtig auf einander im allerhöchsten Grade. Nur, ihre Eifersucht war darauf gerichtet, die Sache besser, aber nicht, sie anders zu machen als der Vordermann. Das ist es, was dieser ganzen Kunstentwicklung ihre Wucht, ihre majestätische Kraft gibt. Wie wenn eine große Woge herankommt, in der ein Jedes schreit, aber ein Jedes im Zusammklang mit denen vor und hinter ihm, das Ganze ein einziges gewaltiges Brüllen. Demgegenüber geht heute fast der ganze Ehrgeiz darauf, nicht etwas Besseres, sondern etwas Neues zu machen. Und das unter der unbedingten Herrschaft der Entwicklungstheorie, welche uns lehrt, daß es etwas Neues überall nicht gibt, es sei denn in einem kaum erkennbaren schmalen Plus. Ein ähnlicher höchst ungesunder Ehrgeiz bemächtigt sich nun aller anderen Gebiete. Jeder scheint mit besonderer Besorgtheit seine Vordermänner verleugnen zu wollen. Ein recht sehr großer Mangel an Vornehmheit. Es sind Fälle vorgekommen, wo ganze Bücher ab- das heißt natürlich: umgeschrieben wurden, deren eigentlicher Verfasser nur an den paar Stellen genannt wurde, wo es möglich war, ihn zu bekämpfen. Fast als sei es die Hauptaufgabe, die Spuren zu verwischen. Dem Theologen ist der Fall in Erinnerung, über den sich Ritschl zu beklagen hatte, jene Stelle in einem seiner Vorwörter, wo er sagt, man bekämpfe ihn mit besonderer Heftigkeit; daneben tröste ihn, zu sehen, daß dieselben Werke, die ihn so bekämpften, seine Methoden und Maßstäbe doch übernähmen. Aehnliches kommt viel öfter vor, als man denkt. Auch die Fälle gehören hierher, wo der Nachfolger sorgsam alle vom Vordermann erreichten Formulierungen ersetzt, nur um nicht an ihn zu erinnern.

In diesem Zusammenhang nun will es mir wie eine Tat erscheinen, wenn ein Mann, wie Cornelius, der durchaus nicht ohne eigene Verdienste ist, sich so einfach dazu bekennt, im wesentlichen nur Hildebrandsche Gedanken weiter auszuführen.

In Wirklichkeit hat er die Hildebrandschen Anregungen ganz selbständig aufgenommen, teilweis fortgebildet, auch wohl korrigiert, und jedenfalls in einem umfassenderen Gesamtbild ausgeführt. An über 250 Abbildungen von Kunstwerken wird hier Schritt für Schritt jeder Satz in Bei- und Gegenbeispiel schlagend belegt. Eine wirklich praktische Vorführung der Elementargesetze der bildenden Kunst.

Leider ist nun aber zu sagen, daß dieses Buch, das wesentlich der Bekämpfung von Mißverständnissen des Hildebrandschen Buches dienen will, das eigentliche Hauptmißverständnis, welches das Hildebrandsche Buch nahe legte, nicht nur nicht korrigiert, sondern erst recht entwickelt hat.

Schon Hildebrand selbst mochte die Möglichkeit eines bestimmten Mißverständnisses bemerkt haben, wenigstens wandte er sich in dem bereits angeführten Vorwort zur dritten Auflage in gewisser Beziehung gegen ein solches: Erstlich, man könne die Individualität des Künstlers durch solche Gesetze, wie er sie da aufzustellen scheine, bedroht fühlen. Indessen das sei so wenig der Fall, als es etwa die Individualiät eines bestimmten Menschen bedrohe, wenn man darauf hinweise, daß er Herz, Leber und Lunge in sich habe, wie alle andern. Er solle solche Organe, die er mit allen andern gemeinsam habe, lieber pflegen, das werde einer kräftigen Individualität nur förderlich sein können. — Diese Ausführung kann nur sagen wollen, daß es sich nicht um eigentliche Gesetze handle, sondern, wie in aller wissenschaftlicher Orientierung, nur um die Feststellung dessen, was aller Kunst gemeinsam sei, weil es in ihrem elementaren Wesen liege.

Es wäre gut, Hildebrand hätte sich noch etwas deutlicher in dieser Richtung ausgesprochen. Denn in den mit großem Recht berühmt gewordenen Worten über Michel Angelo, mit denen das eigentliche Buch schließt, ist das Mißverständnis — es wird gleich noch deutlicher werden, welches — doch fast unentrinnbar nahe gelegt.

Für Michel Angelo sei bezeichnend, sagte Hildebrand an jener Stelle, die möglichste Ausnützung des Steinraumes, die möglichst geschlossene Gesamterscheinung. Alle weit ausholenden Gesten verbanne er als Weitläufigkeiten. Das ganze mächtige Leben seiner Figuren sei in den möglichst engen Steinraum hineingebannt. Unter dieser selbstgesetzten Notwendigkeit erfinde seine zusammendrängende Phantasie Körperbewegungen, die man vorher so nicht gesehen habe: „lauter Drehung und Biegung in den Gelenken." „Bei seinen Figuren wirkt der künstlerische Zusammenhang der Erscheinung so stark, daß die Bewegung als von einem inneren Vorgang motiviert oder als Ausdruck einer darzustellenden Handlung gar nicht mehr in Frage kommt."

Dieser Satz setzt, wenn er nicht mit Notwendigkeit mißverstanden werden soll, die ganze Arbeit des übrigen Buches voraus; gerade deshalb lohnt es sich, ihn zu erläutern.

Hildebrand unterscheidet räumliche und funktionelle Eigenschaften der Dinge. Die funktionellen Eigenschaften sind die in der natürlichen Konstruktion des Gegenstandes gelegenen, sozusagen ihre natürlichen Eigenschaften als natürlicher Dinge, die in natürlichen oder direkt organischen Zusammenhängen stehen. Die räumlichen dagegen sind die den Künstler im Grunde allein angehenden, die nämlich, welche das Ding zu einer Erscheinung im Raume machen.

Nehmen wir eine Frau an, die den Arm heftig zurückgebogen hat. Sie ist von vorn her gemalt. Wir sehen von dem zurückgebogenen Arm nur etwas wie einen Stumpf. Der Anatom wird uns belehren können, daß alles in Ordnung ist. In dieser Stellung, so und so gesehen, muß der Arm in dieser Form erscheinen. „Funktionell" also ist alles richtig. Der Künstler dagegen wird sagen: als Erscheinung im Raum sei der Arm schlecht und falsch gegeben: eben weil er garnicht erscheine, es sei denn als ein widerwärtiger und für das nicht rechnende sondern sehende Auge unerträglicher Stumpf. Dagegen wird ein Arm, der im Bild für das nicht untersuchend sondern schauend betrachtende Auge wohl bewegt erscheint, damit räum-

*) Gesammelte Aufsätze, 1.—3. Tausend. Straßburg, Heitz 1909. 103 S. 2, gebunden 2,50 Mk.

**) Elementargesetze der bildenden Kunst, Grundlagen einer praktischen Aesthetik. Mit 240 Abbildungen im Text und 13 Tafeln. Leipzig, Teubner 1908. 205 S. 7 Mk.

lich richtig und in Ordnung gelten müssen, selbst wenn der nachprüfende Anatom uns beweist, daß er unrichtig ansitzt. Für gewöhnlich nun handelt es sich im Kunstwerk darum, daß die Gliedmaßen wohlbewegt den Raum erfüllen und dabei als funktionell richtig erscheinen. Bei Michel Angelo dagegen sei der rhythmische Fluß der Gliedmaßen im Raum so gewaltig, der künstlerische Zusammenhang der Gesamterscheinung so stark, daß die Aufmerksamkeit auf die funktionelle Richtigkeit garnicht mehr fällt. Das bedeutet gewiß einen Höhepunkt künstlerischer Wucht.

Diese Sätze in der eben entwickelten Bedeutung, die durch den Gesamtgehalt der Schrift sicher gestellt erscheint, geben eine außerordentlich wertvolle Beobachtung zu Michel Angelos Kunst. In den festgestellten Grenzen ist die Beobachtung auch ganz einwandfrei. Aber so wie sie da steht, aus dem Zusammenhang herausgenommen, scheint sie etwas ganz Anderes bedeuten zu wollen. Und selbst Kunstgelehrte von Fach haben ganz Anderes aus ihr herausgelesen. Rudolf Kautzsch in seinem Büchlein über die bildende Kunst und das Jenseits erklärt den von uns ausgehobenen Satz Hildebrands ausdrücklich dahin, Hildebrand erkläre „die Eigenart der Figurenwelt Michel Angelos so gut wie ausschließlich aus dem künstlerischen Bedürfnis, den größtmöglichen Lebensgehalt in einer möglichst kompakten Raumeinheit darzustellen.“ Und er bemerkt dagegen, wir könnten „doch auch nicht übersehen, daß an dem Zustandekommen seiner Figurenwelt der leidenschaftliche Poet mindestens mit beteiligt ist.“ Nein, gewiß sollte man das nicht übersehen können. Aber ob Hildebrand es übersehen hat, kann man lediglich nicht wissen. Daß er an diesem Höhepunkt seiner Betrachtung, einer Kunst gegenüber, die ihm offenbar in besonderem Sinne zu Herzen geht, nicht das geringste Bedürfnis fühlt, etwas Anderes als das künstlerisch formale Bedürfnis zu erwähnen, beweist trotzdem noch nicht, daß er kein anderes Element der Kunst kenne als jenes. Man muß bedenken, daß es hier darum ging, die Beweisgänge eines ganzen Buches, und eines so inhaltvollen, an einem mächtigen Schlußbeispiel zusammendrängend plastisch einzuprägen. Da ist es verständlich, wenn der Verfasser die ganze andere Seite der Kunst, von der er seinem Thema gemäß nicht gesprochen hat, lieber unerwähnt ließ, als sie hier nachhinkend den Zusammenhang stören zu lassen.

Es ist aber hier noch ein anderes und sogar noch wichtigeres Moment zu erwägen: dieses, daß überhaupt der Künstler einer- und der Empfangende andrerseits von prinzipiell verschiedener Seite an das Kunstwerk herantreten.

Da es sich hierbei um einen Angelpunkt der modernen Kunstdiskussion handelt, und noch dazu um einen regelmäßig unsichtbar bleibenden, so lohnt es sich, ausführlicher darüber zu werden.

2

Die Frage der künstlerischen Idee, des Inhalts oder Gehalts — oder wie man sich sonst ausdrücken mag, — dessen also, was Hildebrand in seinem Buche themagemäß nicht behandelt, wird oft, in der gewöhnlichen Diskussion sogar meist, so grundfalsch angefaßt, daß man sich nicht verwundern kann, wenn ernstere Künstler das Wort schon garnicht mehr hören mögen.

Es liegt der vulgären Diskussion über dies Thema immer wieder die Vorstellung zu Grunde, als sei der eigentliche Gehalt (und damit die Hauptsache) in einem Kunstwerk etwas für sich Bestehendes, das man so oder so einkleiden könne, wobei die Form das mehr oder weniger gleichgültige „äußerliche“ Kleid darstelle. Wer nun übermäßiges Gewicht auf diese äußerliche Form lege, der sei wohl gar des Mangels an Tiefe überführt, während der echte, der gottbegnadete Künstler tiefsinnige Spekulationen male oder wenigstens Etwas, wobei man sich was denken könne.

Dem gegenüber gilt, daß künstlerische Tiefe sich unter Umständen gerade in dem entschlossenen Verzicht auf Gehalt des Werkes in diesem Sinne aussprechen kann. Jede irgend beträchtlichere Tiefe und Kraft wird nämlich vor allem sich darüber klar sein oder es doch im lebendigen Instinkt haben, daß alles, was nicht restlos aus der künstlerischen Erscheinung herausspricht, alles, das nur durch bestimmte Kenntnisse oder Erinnerungen rebusartig aus dem Kunstwerk herausgelesen werden will, für den eigentlichen Gehalt des Werkes allermindestens völlig gleichgültig ist, meistens aber sogar eine Störung bedeuten wird.

Wenn Jemand einen gleichgültigen jungen Mann malt, so ist der Gehalt des Bildes eben ein gleichgültiger junger Mann. Gibt er ihm einen Bart von bestimmter Form und setzt etwa noch ein Jungschaf daneben, so wird dadurch aus dem jungen Manne durchaus nicht ein Christus. Höchstens eine Beleidigung für ein wacheres religiöses Gefühl. Weist man uns nach, daß der Maler eines solchen Bildes ein sehr frommer und aufrichtig ernster Mensch ist, so werden wir uns das für den persönlichen Verkehr mit ihm merken müssen, aber am Gehalt seines Werkes ändert es nicht um eines Haares Breite. Andrerseits kann der an sich oder stofflich betrachtet gleichgültige junge Mann durch die Art, wie er aufgefaßt und als räumliche Erscheinung behandelt ist, ein großes, ja ein unvergängliches Kunstwerk sein. Es wird dann, wie bei fast allen wirklich großen Kunstwerken außerordentlich schwer oder auch unmöglich sein, den Gehalt des Werkes in Worten zu bezeichnen, während er sich dem Betrachtenden vielleicht wie eine Uroffenbarung über eine bestimmte Seite des Menschentums einprägt. Aber auch jetzt wird diese Figur durch die Beifügung des Schafs und des Christusbarts kein Christus, wenn sie vielleicht eher Gedanken an Körperschönheit und Hochgefühl erweckt, als an überwundene Tragik. Wohl aber können diese Zusätze den einheitlichen Eindruck dadurch zerreißen, daß sie Gedanken nahelegen, welche der Erscheinung, wie sie wirklich da steht, fremd sind.

Die Natur oder die Wirklichkeit ist nach allen Seiten hin, räumlich, zeitlich, stofflich, geistig unendlich. In ihr kann es sein, daß eine Erscheinung einen schlechthin andern Inhalt hat, als sie ausdrückt. Die Erklärung der Form vor uns liegt vielleicht zwei Schritt nach seitwärts, vielleicht auch hundert Jahre zurück. Denn auch die Wirklichkeit hat keinen andern Inhalt, als sie ausdrückt. Nur hat sie für diesen Ausdruck die Unendlichkeiten zur Verfügung. Das alles muß im Kunstwerk (der bildenden Kunst) in den engsten Rahmen und es muß restlos innerhalb dieses Rahmens ausgedrückt sein. Schöne Absichten, Versprechungen durch Symbole, bedeutungsvolle Unterschriften tuen nichts dazu. Nur was das Werk in sich selbst gibt, ist überhaupt da. Der „Inhalt“ ist nichts, als was das Werk in sich innehält. Nichts, was als Absicht oder Idee nebenher läuft und von da aus in das Werk hineinruft. Nur was unmittelbar durch die Form selbst zu uns spricht. Muß so das Kunstwerk selbstgenugsam in seinem engen Raum zusammenfassen, was in der Wirklichkeit in unendliche Zeiten und Räume auseinandergeht, so ist im Grunde jedes einzelne Werk eine Zusammenfassung des ganzen Alls, und es ist ersichtlich, welche Tiefen es bergen kann. Nur — es muß sie wirklich in sich bergen, in sich haben, und da das Wesen des Kunstwerks auf jeden Fall Erscheinung ist, in sich zur Erscheinung oder durch seine Erscheinung zum Gefühl bringen. Daß aber ein einfaches Gefühl die Welt in sich fassen kann, muß wenigstens dem Religiösen eine vertraute Erfahrung sein.

Es ist verständlich, daß unter so bewandten Umständen für den ausübenden Künstler fast aller Nachdruck darauf fallen muß, wie die „Idee“, die er hat, in Raum und Rahmen nun wirklich Gestalt gewinnen kann. So wird für ihn die Technik fast alles. Die Idee, wenn er überhaupt Künstler ist, voll innerlicher Figuren, quillt ihm von selbst zu. Am allerwenigsten kann für sie ein Rezept gegeben werden.

Entgegengesetzt aber steht es für den zum Empfang des Kunstwerks Berechtigten. Ihn geht die Technik nichts, auch nicht das Geringste an. Ihn geht gerade nur die Idee des Werkes etwas an, das, was der Künstler durch das Werk ausgedrückt hat, und Nichts, auch kein Haar breit darüber hinaus. Natürlich er kann, als gebildeter, mannigfach interessierter Mensch, seinen Kunstgenuß dadurch, — nicht zwar vertiefen, wie man gewöhnlich sagt — aber verbreitern, daß er zum eigentlichen Genuß des Kunstwerks selbst, auch noch den andern, prinzipiell davon verschiedenen Genuß hinzufügt, den an der Technik, durch die der Ausdruck der Idee des Kunstwerks zu stande kam. Den Genuß des Kunstwerks selbst kann er dadurch nur stören. Er

muß, versteht er gar zu viel von der Technik, dies Wissen geradezu unterdrücken, wenn er das Werk selbst genießen will. Ja selbst die Beurteilung der Technik hat für den Künstler nur dann irgend welchen Wert, wenn sie von einem ausgeht, der sein Verständnis dafür zu unterdrücken verstand, um erst einmal prüfen zu können, welches der wirkliche Eindruck des durch jene Technik zu stande gekommenen Werkes auf ein technisch nicht geschultes rein empfangend sich verhaltendes Gemüt ist. Es gehört auch zu den Mißerfolgen unsrer wissenschaftlich verkrüppelten Zeit, die überall statt der wirklich dastehenden Erscheinung nur ihre Kenntnisse von ihr genießt, daß wir die Forderung eines reinen „nicht wissenden" Genießens kaum noch verstehen. Man muß begreifen, daß es lediglich ein Mißstand ist, wenn wir die Kenntnis der wirklich künstlerischen Entstehung eines Kunstwerks zu verbreiten suchen müssen, weil das empfangende Publikum mit falschen Vorstellungen davon verdorben ist.

Um zu wiederholen: in demselben Maße, als für den ausübenden Künstler die Technik im Vordergrund steht, die Frage, wie er das Gesicht, das er hatte, die Idee, die er übermitteln wollte, zur wirklichen Erscheinung bringen könne, in demselben Maße steht für den Empfangenden allein die Idee in Frage, der Inhalt, heißt das, nicht, den der Künstler ausdrücken wollte, sondern, den er ausgedrückt hat.

3

Ein Beispiel, um diesen Prinzipien, wenn möglich, plastisches Leben zu geben. Am besten natürlich an demselben Michel Angelo, an dem Hildebrand seine Theorie zusammenfaßte. Nehmen wir die Medizeergräber, an die offenbar auch jener in besonderem Sinne gedacht hat. Als einzelne Gestalt die der Schlafenden, der „Nacht".

Die Charakterisierung, welche Hildebrand vom Standpunkt des ausübenden Künstlers, des Zunftgenossen sozusagen, gibt, werden wir von dem mit Bewußtsein eingenommenen Standpunkt des Empfangenden, naturgemäß etwas anders empfinden. Während für gewöhnlich eine Tätigkeit, ein Zustand, künstlerisch dadurch gegeben wird, daß die funktionelle Richtigkeit zu einer räumlich richtig wirkenden gestaltet wird, so liegt hier der Eindruck ganz so sehr im Gesamtfluß der Glieder, daß über dem dadurch erzielten Raum-Eindruck die Frage nach der funktionellen Richtigkeit nicht einmal aufkommt. Will man doch nachprüfen, so wird man schnell einsehen, daß kein wirklich lebendes Wesen in dieser Stellung auch nur eine Weile verharren, geschweige schlafen kann. Und dennoch ist das ganze Werk so sehr Kunstwerk, daß es trotz solcher physikalischer Feststellungen wie eine Offenbarung geradezu des Wesens tiefen, tiefen Schlafes anmutet. So sehr, daß die physikalisch wissenschaftliche Nachprüfung wie eine Profanation wirkt.

Indessen auch hiermit ist noch nicht der richtige Standpunkt des rein Empfangenden gegeben. Denn der wird dies alles (zunächst wenigstens) garnicht gesondert empfinden. Er wird empfinden, daß da von der dreiteiligen Gruppe etwas auf ihn eindringt, das er, (eben weil es als Kunstwerk gelungen ist) zu zergliedern gar nicht erst die Aufforderung in sich fühlt, etwas indessen, dessen Macht er sich nicht entziehen kann, obwohl er (wie jedem echten Kunstwerk gegenüber) es nicht des Näheren zu bezeichnen weiß. Ein Schlafen und Wachen, das ihn berührt wie ein Leben, in großen Wogen geht, in einem ewigen Rhythmus, über dem ein Mensch erhöht ist, — oder besser: der Mensch schlechthin — der Mensch, der es empfindet und einen Antrieb wie zu großen Taten daraus entnimmt.

4

Wir sahen: Hildebrand konzentriert sich darauf, als Künstler zu Künstlern von dem zu sprechen, was man einigermaßen gesetzmäßig feststellen kann. Die eigentliche künstlerische Offenbarung läßt er als Voraussetzung unberührt. Hat er trotzdem das Mißverständnis immerhin nahe gelegt, als handele es sich in aller Kunst und ebenso in allem Kunstgenuß um nichts als ganz allein um die Form im Raum, so hat Hans Cornelius diese gewollte und bewußte Einseitigkeit als das Ganze darzustellen gesucht, das selbstgenugsam den Gesamtrahmen der bildenden Kunst abstecke. Soweit deren Schöpfungen Kunst seien, soweit hätten sie durchaus weiter keinen Zweck, als den für das Auge und für den Genuß durch das Auge.

Dies ist nun ganz offenbar eine Verwechselung. Nicht „für das Auge" und gar „allein für das Auge" ist die bildende Kunst da; sie richtet sich vielmehr an den ganzen Menschen und ist durchaus nur für ihn und für ihn allein da. Aber sie richtet sich freilich allein durch das Auge an ihn. Und das ist ein sehr großer Unterschied. Es ist schade, daß Cornelius den so richtig formulierten Titel seines Buches, nach dem es sich darin lediglich um die Elementargesetze der bildenden Künste handeln soll, um das also, ohne dessen Beachtung (rein negativ) es keine Kunst dieser Art geben kann, im Buche selbst beinahe vergessen hat. Diese Einseitigkeit, falls es ihr gelingen sollte, das zu stürzen, gegen das sie sich wendet, kann eben damit doch nur zu einer neuen und nicht weniger bedenklichen Einseitigkeit führen. Wenn bei Cornelius immerhin noch Allerlei Seitentüren offen gelassen sind, — hinter ihm stehen Andere, die über seine Halbheiten lächeln werden, und aus der wissenschaftlichen Mißbildung, gegen die Hildebrand anging, von Hildebrand aus via Cornelius eine neue und nicht weniger gefährliche wissenschaftliche Verbildung aufbringen werden.

Es ist von der Hildebrand-Corneliusschen Einseitigkeit aus („für das Auge", „allein für das Auge") nur ein kleiner Schritt bis dahin, wo die Kunst wieder eine Art Unterabteilung der Wissenschaft geworden sein wird: wie die Wissenschaft die Vorstellungen, so wird diese neu orientierte Kunst die Gesichtsempfindungen zu ordnen haben, und darin Selbstzweck geworden sein. Wir haben Parallelerscheinungen auch überall sonst, wo, wie hier, eine Wissenschaft sich mit Gebieten beschäftigt, von denen nur gewisse Grundlagen für sie zugänglich sind. Auch der richtige Ethiker vermag nicht einzusehen, daß er nur Elementargesetze des Lebens formulieren kann, die also, deren Wesen darin besteht, daß der einigermaßen ethisch empfindende Mensch sie von selbst erfüllt, daß sie also auf gewissem Niveau natürlich sind. Er schreitet alsbald dazu vor, das ganze Leben ethisch bestimmt zu sehen und das Ziel darein zu setzen, daß der Mensch bis in jeden einzelnen Augenblick seiner Existenz hinein sich dessen bewußt werde. Ebenso wird der Aesthetiker, der an Cornelius anschließen wird, die ganze bildende Kunst in die Befolgung dieser Elementargesetze aufgehen lassen, als worin ihr letzter Zweck ruhe.

Es scheint, daß es für den Menschen keine Freiheit gibt, außer zwischen zwei Knechtschaften. Einen schmalen Augenblick entlang! Es werden wohl immer nur Wenige sein, — mir scheinen es die eigentlichen Religiösen — welche lächelnd über dem Treiben stehen und mit wehmütiger Ironie zusehen, wie, indem die eine Knechtschaft sich ausfädelt, das neue Nadelöhr bereits dabei steht.

Inzwischen steht es um die eigentliche Sache anders. Der Fromme kennt ein altes Wort, das gebietet, Zutrauen zu haben (er nennt es „beten"), als nütze kein Arbeiten, und zu arbeiten, als nütze kein Vertrauen. Diese Anweisung gibt ziemlich genau auch den Zusammenhang zwischen Form und Inhalt, zwischen Technik und Idee: Wenn Michel Angelo als so schlechthin überragend erscheint, so ist diese überragende Bedeutung dadurch am besten bezeichnet, daß die Vollkommenheit seines Werkes es erlaubt, es rein nur als Form und ebenso rein nur als Inhalt zu setzen. Man kann es unternehmen, seine gesamte Arbeit aus rein technischen Eigenheiten zu erklären, wie Hildebrand geneigt scheint, und man erhält von der anderen Seite, der Seite des Empfangenden her den Eindruck, als habe dieser mächtige Geist seine Gesichte ohne jede technischen Schwierigkeiten direkt in den Stein eindrücken können.

5

Die erwähnte Einseitigkeit hat, obwohl sie nicht völlig durchgeführt ist, doch manche schiefe Einzelurteile ergeben. Wenn ich trotzdem die Corneliussche Einführung lebhaft empfehle, so möchte ich doch nicht versäumen, als Gegengewicht das vom Standpunkt des Empfangenden und folgerecht von der

künstlerischen Idee ausgehende Buch des Grazer Kunstprofessors Josef Strzygowski mit zu nennen: „Die bildende Kunst der Gegenwart. Ein Büchlein für Jedermann.“*) Durch die Nebenbezeichnung ist gerechtfertigt, daß das Buch breit und fast auseinanderfließend geschrieben ist. Wohl auch flüchtig. Jedenfalls aber leicht verständlich, was wie im Corneliusschen Buch durch erläuternde Photographieen gelegentlich noch verstärkt wird.

Auch Strzygowski verrät überall eine intime Bekanntschaft mit dem Hildebrandschen Buch. Er nimmt aber ganz Partei, manchmal bis zu starker Uebertreibung, für das innere Reich der Phantasie, aus dem heraus allein alle Kunst sich nährt. Wenn er die Naturformen lediglich als Verständigungsmittel, als eine „Sprache“ gelten lassen will, für das, was auszudrücken sei, so ist das zwar nicht der äußerste Gegensatz zu Hildebrand und Cornelius, da auch für sie die Naturformen nicht als solche Gegenstand der Kunst sind. Er treibt aber den Vergleich bis dahin, daß er sagt: „Die Natur hat mit dem Wesen der Kunst ebensowenig etwas zu tun, wie das deutsche Wort, mit dem ich meine Gedanken hier zu Papier bringe, mit dem, was ich damit ausdrücken will. Ich könnte . . . ebensogut in irgendeiner anderen Sprache schreiben, ohne daß sich das Wesen dessen, was ich ausdrücken will, etwas ändert.“ Von hier aus bis zu Cornelius' „ausschließlich für die Betrachtung durch das Auge“ scheint eine Verständigung oder Vermittlung kaum noch möglich. Denken wir indessen an den großen Unterschied und fast Gegensatz zwischen Ausübendem und Empfangendem, und streichen wir allerdings auch die Ausschließlichkeitsfloskeln auf beiden Seiten, so liegt die Sache anders: denn dem Empfangenden wird in der Tat (soweit er nicht nebenher für die Kunstausübung interessiert ist) alles Wesentlichste um das Weltgefühl gehen, das ihm durch das Kunstwerk vermittelt wird, die Stärkung oder Lenkung des Lebensgefühls, kurz in der Tat um die Lebens- oder seelischen Werte, während die Form, die Naturform nicht nur, sondern auch die künstlerische nur das ist, ohne das jedenfalls jene Werte nicht da sind. Vom entgegengesetzt gerichteten Interesse des Ausübenden sprachen wir schon.

Strzygowski von seinem Standpunkt aus betrachtet unsere Zeit als eine, die im wesentlichen nur die Aufgabe hat, sich in allen Qualitäten über Wasser und die Mittel bereit zu halten, um schlagfertig eingreifen zu können, wenn erst wieder ein neues Gesamtideal, eine neue Synthese da ist. Nur aus solchen neuen Gemütskräften heraus, meint er, wird eine starke Kunst entstehen können, die wieder mehr sein kann, als ein Spiel mit Illusionen.

Ich halte es in der Tat für eine historisch wohlbeglaubigte Sache, daß nur aus einem stark erregten Gemütsleben, wenn nicht des einzelnen Künstlersubjekts selbst, so doch seiner Zeit und Vorzeit, starke Kunstepochen voll originaler Kraft entstehen können.

Sehr beachtenswert scheint mir Strzygowskis Vorstellung von der rechten künstlerischen Erziehung zu sein. Er geht vom Zeichenunterricht aus. Die Zeichnung, soweit es sich nicht um fertige sogenannte Griffelkunst handelt, ist entweder Entwurf, aus der Phantasie geboren, eine kurze Fixierung dessen, was vorschwebt, oder Studie nach der Natur, um sich der Richtigkeit der Gestalt- und Formvorstellungen zu versichern. Das Kind nun, soweit es von selbst aufs Zeichnen verfällt, benutzt die Wirklichkeit nur, um das Märchenland seiner Phantasie auf die Wände zu übertragen. Das entspricht dem künstlerischen Entwurf. Man sollte nun, soviel Naturstudien man auch für gut halten möge, vor allem nicht vergessen, dem Kinde seine Phantasiewelt selbst darunter nicht eintrocknen zu lassen; denn darin ist gegeben, daß ihm der wesentlich künstlerische Zug, damit auch das wesentliche Kunstverständnis erhalten bleibt: über allen Gewinn hinaus die Freude am Lebensproblem selbst empfinden zu können.

Nicht immer angenehm ist der Ton des Buches, der Ansprüche zu machen scheint, die der Inhalt nicht rechtfertigt; mitunter scheinen auch kleine private Schmerzen vorgetragen, die dem Leser naturgemäß langweilig sind, wie gegen den Schluß eben jenes Stücks über Kunsterziehung.

*) Leipzig, Quelle und Meyer 1907. 295 S. 4, geb. 4,80 Mk.

Zuletzt, aber gewiß nicht als das unbedeutendste der hier erwähnten Bücher, sondern weil, als historisch, mit dem übrigen Inhalt dieser Verhandlung weniger zusammenhängend, empfehle ich Karl Brandi's seine Schrift über „die Renaissance in Florenz und Rom.“*)

In seinem ganzen Gehaben ist dieses Buch ein äußerster Gegensatz gegen das eben vorher genannte. In Strzygowski ein polternder, im Grunde dennoch gutmütiger, gern begeisterter und entsprechend entrüsteter, stets jedenfalls für irgend etwas eintretender, oder wie er in solchen Fällen gern sagt: „ringender“, der Phrase und dem Gerede naturgemäß immer etwas nahe wohnender Kämpfer; in Brandi ein feiner geklärter Geist, der sein Germanentum vor allem darin bewährt, daß er von dessen großem und vornehmem Vorrecht, sich auch in Fremdes verständnisvoll zu versenken und so die Welt geistig zu beherrschen, kräftigen und eindringlichen Gebrauch macht. Es ist ein Genuß, dies Buch zu lesen. Die Gesamtgeistesrichtung der zu schildernden Zeit steht im Vordergrund, sie wird mit scharfer oder vielmehr zarter Beobachtungsgabe nach allen Seiten hin charakterisiert. Das so zu stande kommende Bild angeschliffen wie ein Schmuckstück. Kleine unendlich liebevoll gezeichnete Einzelbilder wie Juwelen eingesetzt. Kein übertreibendes Wort, die Sätze wie Farben in der feinen Zurückhaltung der Präraffaeliten neben einander gesetzt. Dennoch überall eindringliche klärende Beobachtungen, die oft auch gegensätzlich die Entwicklung in der eigenen Vergangenheit auf ganze Strecken hin beleuchten, wie etwa gleich auf Seite 8 die Bemerkung: „Zunächst sehen wir ein Gewirre von Städten und kleinen Dynasten. Aber der kriegerische Adel des Landes, in Deutschland ein zerstörendes Element, tritt für Geld und Ehre in den Dienst der Städte ein und bildet als Stadtadel die politisch führende Gesellschaft.“

Was die Gesamthaltung des Buches angeht, so will ich nicht verhehlen, daß ich persönlich die Dinge im ganzen anders zusammensehe wie Brandi; ich hoffe durch dies Bekenntnis nur um so überzeugender zu machen, eine wie feine Ueberzeugungsgabe dem Buch innewohnt, das einen Andersdenkenden so stark für sich einzunehmen vermag. Arthur Bonus

Verschiedenes

Von der tiefen Wirklichkeit. Von Ludwig Reeg. München, Beck 1910. 95 S. Gebunden 2 Mk.

Ein positiver Nietzsche! — so hat ein namhafter Dichter über diese eigenartigen Meditationen und Bekenntnisse geurteilt. Den Freunden des Verfassers ist es schwer genug geworden, ihn endlich einmal zu bewegen, etwas aus seinem reichen Schatze zu offenbaren. Er neigt der nicht ganz unbegründeten Meinung zu, daß das Schriftstellern Sache der Macher und Durchschnittsmenschen sei. Seine Gedanken und Offenbarungen sind ihm zu heilig, um sie leichthin anzupreisen. Es ist keine ganz leichte Speise, die uns der Autor bietet. Wer sich nicht stark weiß, soll sie lieber unberührt lassen. Aber wem diese Lektüre das Herz abgewinnt, der wird sich nicht satt trinken können an dem wunderbaren Reichtum tiefer, eigenartiger Gedanken. Man spricht viel von Religion in unsern Tagen. Wer ihren eigensten Pulsschlag belauschen will, der merke hier hin! Vielleicht hat ihn das Reden und Schreiben von ihr bislang nicht befriedigt. Hier dürfte er finden, was er sucht. Karl Beller

Versuche. Von Josef Hofmiller. München, Süddeutsche Monatshefte 1909. 261 S. 2 Mk.

In dem vorliegenden Bande gibt uns Hofmiller acht seiner Aufsätze, die seit 1902 in den Süddeutschen Monatsheften erschienen sind. Sie zeugen von einer feinen psychologischen Einfühlung in Charaktere solcher, die als der Menschheit Erlauchte gelten. In „Nietzsches Testament“ verficht Hofmiller die These, daß Nietzsche kein System habe, weil er ein System sei: ein mit Notwendigkeit hervorbringender Denker. Im Weiteren wird die in unerbittlicher Folgerichtigkeit sich vollziehende Entfremdung zwischen „Nietzsche und Rohde“ gezeichnet. Denn für Rohde gilt der Satz: „Zwei Dinge gibt es, die den Menschen entjüngen; sie schneiden seine Entwicklung ab: Amt und Ehe. Dem Philosophen aber ist jedes Amt eine Kette und die Ehe ein Verhängnis.“ Von den weiteren Aufsätzen nennen wir besonders „Catarina von Siena“ „Emerson“ „Thoreau“, während „Der Heilige“ (Fogazzaro) und „Maeterlinck“ abfallen. Sehr dankenswert sind „Die Briefe des Abbé Galiani“. Es kann nicht genug betont werden, wie sehr das achtzehnte Jahrhundert unserm wissenbeladenen an Geist weit überlegen war. Hans Behrendt

*) Acht Vorträge. Leipzig, Teubner 1909. 3. Auflage. 299 S. 5, gebunden 6 Mk.

Charakterbildung. Von Booker T. Washington. Sonntagsansprachen an die Zöglinge der Normal- und Gewerbeschule von Tuskegee. Uebersetzt von Estelle du Bois-Reymond. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1910. 246 S. 4 Mk.

Es ist eine ungemein sympathische und anregende Art, in der Booker T. Washington zu den Zöglingen seiner bekannten Negerschule in Tuskegee spricht, bei aller Schlichtheit niemals flach, bei aller Energie, die Gemüter anzuspornen und mitzureißen, doch immer natürlich. Man empfindet es als notwendig, daß das Buch gedruckt wurde, damit der Eindruck dieser starken, leuchtenden Persönlichkeit nicht mit dem schnell gesprochnen Wort zerflattere, sondern unvermindert weiterlebe. Man muß das Buch unter die wenigen echten, wertvollen Gaben rechnen, die uns Amerika unter einer Ueberzahl von Enttäuschungen gebracht hat, denn die Prinzipien dieses Buches wie überhaupt der Wirksamkeit Booker T. Washingtons enthalten den vernünftigen Versuch, die kulturelle Entwicklung Amerikas aus eigenen Mitteln primitiv zu beginnen. Primitiv und naturgemäß, nicht eklektisch und zufällig, wie sonst in Amerika. Man mag über den Wert dessen, was die Rasse der Neger der allgemeinen Kultur bedeuten kann, verschieden denken, wir finden aber in Amerika nicht leicht wieder soviel Natürlichkeit und ein so unbedingtes Bauen auf die Kräfte des Gemüts wie bei dieser seltsamen Negeranstalt in Tuskegee, und dieser Gemütsfonds wird dem amerikanischen Volk noch lange zu gute kommen, selbst wenn die Vitalität der Neger erschöpft und ihre Rasse vielleicht dereinst, vom fremden Klima geschwächt, durch Seuchen ganz ausgerottet werden sollte. — Das Buch ist sehr gut ausgestattet.

Joh F Hahn

Die Amerikaner. Von Hugo Münsterberg. Zwei Bände, 494 und 336 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1904. 12,50 Mk.

Die Charakteristik der Amerikaner von H. Münsterberg, eine sozialpsychologische und kulturhistorische Arbeit sorgfältigster, weitschauendster Art, soll den Deutschen zu einem richtigen Verständnis des Amerikaners führen; über diesen Zweck hinaus aber wird der Leser tiefgehende Anregungen empfangen, weil dieses Buch zugleich eine für den Deutschen völlig neue Lebensauffassung entwickelt. Die Bewohner der Vereinigten Staaten sind Amerikaner, nicht, weil sie wie die Deutschen eine gemeinsame Geschichte, Nationalität und Heimat haben, sondern weil sie alle ein Ideal, ein System bestimmter Bewertungen und Bestrebungen zusammenhält und dieses ihnen allen einen gemeinsamen Charakter aufprägt. Münsterberg führt den Charakter des Amerikaners, und als Produkt desselben die amerikanische Kultur, auf vier Grundmotive zurück: im öffentlichen Leben ist es der Geist der Selbstbestimmung, im wirtschaftlichen der Selbstbetätigung, im sozialen der Selbstbehauptung und im intellektuellen — religiösen, ethischen, künstlerischen — der Geist der Selbstvervollkommnung. Ueberwiegt das Persönliche so ausschließlich, dann kann der Amerikaner nicht, wie der Deutsche, den einzelnen Kulturerscheinungen wie Religion, Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft, Gesellschaft, Arbeit 2c. einen selbständigen, objektiven Wert zuerkennen, sondern er wird überall den sittlichen Wert der persönlichen Anteilnahme, Betätigung und Entwicklung höherschätzen. Der Erfolg davon ist eine auffallende Loslösung der äußeren Lebensbetätigung von der inneren Linie des Lebens: aller Beruf und alle Arbeit ist, wenn sie nützlich ist, gleichwertig, der Arbeiter und der Minister, der Kapitalist und der Gelehrte, der Geistliche und der Techniker stehen kameradschaftlich zu einander, denn sie leben in dem Gefühl, daß Jeder irgend eine selbstgewählte Lebensrolle spielt zu einem bestimmten Zweck, der für Alle gleich ist; gegenseitiges Vertrauen, gegenseitige Hochachtung, Drang nach größtmöglicher Leistung gleicht die tatsächlichen sozialen Differenzierungen wieder aus, und ein frischer, kräftiger Zug, voll Humor und Sicherheit, geht durch das Leben eines Jeden. Münsterberg zeigt aber auch die schädlichen Konsequenzen dieser Lebensauffassung. Wenn der Amerikaner nur auf seine innere Entwicklung und Selbstbetätigung bedacht ist, und sein Leben nicht aus einer alten Geschichte, aus einem heimatlichen Boden und einer Nationalität herauswächst, dann nimmt das Leben etwas Heimatloses, Flüchtiges an und es fehlt die Kontinuität im Kleinen, die organische Verknüpfung im Ganzen; der kameradschaftliche Sinn wird leicht Respektlosigkeit gegenüber gründlicherer Bildung Verständnislosigkeit für seelische Tiefe, und der sozial zu stark interessierte Mensch kennt wenig Familiensinn und inneres Glück; die Energie der Betätigung hat zur Kehrseite Flüchtigkeit und Nachlässigkeit im sittlichen Urteil, die liebenswürdige Kameradschaftlichkeit den Mangel an großer Leidenschaft.

Von diesen inneren Motiven aus gelingt es Münsterberg leicht, die einzelnen Kulturerscheinungen wirklich verständlich und die vielen Karikaturen, die noch immer in Deutschland über Amerika im Umgang sind, künftig unentschuldbar zu machen. Joh F Hahn

Anfänge und Entwicklung der Religion. Von David Hume. Deutsch mit einer Einleitung von Wilhelm Bolin. Leipzig, Engelmann 1909. 101 S. 2 Mk.

David Hume über Religion? — Warum denn nicht! Der Religionshistoriker mag wohl an ihm vorüber gehen, für die Rückschau des Theologen hat er immerhin antiquarisches Interesse, und dem Philosophen ist jeder Beitrag zur Frage Hume und Kant willkommen. Aber den Herausgeber verbitten wir uns. In seiner „historischen Einleitung" ist „wissenschaftlich" nur ein unselbständiges Exzerpt aus einer guten dänischen Arbeit, selbständig nur ein ganz unwissenschaftliches „freisinniges" Denken. Unter der Gemütsdepression, der Oeffentlichkeit in einem Elaborat die eigene Verständnisunfähigkeit Kants zu dokumentieren, leitet er dieses mit Schimpfen auf den „Chorybantenreigen der Kantgläubler und ihrer Nachbeter" ein und hudelt hernach „unkundigen, aber befangenen Sinnes" über die heutige Lage von Religion, Kirche, Parlament hin, sodaß wir nicht über „diesen Wahrheitspächter gelassen hinweggehen" können. Ein lustiges politisches Katzenschießen — warum nicht? Aber aus wissenschaftlichen, vollends philosophiegeschichtlichen Neudrucken bleibe der vanity fair draußen. Um Humes willen reihte ich das Büchlein in meine Bibliothek, doch schnitt ich vorher die Einleitung heraus und empfehle dem Herausgeber Whistlers artige Kunst sich Feinde zu machen.

Johannes Tiedje

Die artige Kunst, sich Feinde zu machen, mit einigen unterhaltenden Beispielen, wie ich die Ernsthaften dieser Erde zuerst mit Vorbedacht zur Raserei und dann in ihrem falschen Rechtsbewußtsein zu Unanständigkeit und Torheit gebracht habe. Von Mac Neil Whistler. Aus dem Englischen von Margarethe Mauthner. Berlin, Bruno Cassirer 1909. 284 S. 8 Mk.

Der namhafte englische Künstler Whistler bietet uns mit schnurrigem, bibelfesten Humor die Chronique scandaleuse seines langjährigen Kampfes mit den Kritikern. Er ist nach dem Vorliegenden auf den Federn der Kritik zwar nicht sonderlich sanft gebettet gewesen, scheint aber auch selber allzu wenig Wert darauf gelegt zu haben. Sein Buch ist „weit entfernt von allen anerkannten Kunstgesetzen", wirkt aber umso erfreulicher auf das Gemüt. Mit seiner unverzagten köstlichen Kampfesweise kann es den ausübenden Künstlern ein Trostbrevier sein gegen alle dilettierende Kritik.

Aus dem Inhalt läßt sich kaum sachlich referieren. Es ist alles so persönlich, aus Situationen herausgegriffen, bizarr; wer an unfreiwilliger Komik wie an beißender Satire von Preßfehden Gefallen hat, wird öfters wieder zu diesem Buche greifen. Wenn wir überhaupt von Grundsätzen hier reden dürfen, so predigt Whistler den des l'art pour l'art. Das Unglück der Kunst ist, daß man sie der Bildung verkuppelte, des Künstlers, daß „Schriftsteller" seine Kritiker sind. Darum kämpft Herr Whistler, bis das goldene Zeitalter des Künstlers wiederersteht, wo „der Amateur unbekannt" und „der Dilettant ein ungeahnter Traum" war.

Unter der ganzen abstrusen Form, mit der Whistler sich hier einführt, birgt sich doch eine so strenge und klare Aesthetik, daß vor allem Ruskin-Freunde mit ihrer Schwärmerei in Atemnot geraten dürften. In Ruskin erblickt Whistler seinen Erzfeind. Das Buch sei Jedem empfohlen, der Neigung hat, in Sachen der Kunst als tonangebend zu gelten. Johannes Tiedje

Kunst, Künstler, Christentum. Von Konsistorialrat Lic Rogge. Hamburg, Rauhes Haus 1909. 45 S. 60 Pfg.

Religion und Kunst sind Wertungen, denen der Zeitgeist in steigendem Maße sich entgegenbewegt. Soll diese Doppelbewegung zu einem seelenmordenden Streite beider Wertungsweisen oder zu einer Syzygie sich weiterentwickeln? Rogge zeigt die Bedingungen, unter denen die zweite glückliche Lösung möglich wäre. Dazu bedarf es gewisser Revisionen seitens des Künstlers wie seitens des Religiösen. Die größeren Zumutungen stellt Rogge an den Künstler; diese Zumutungen sind recht und billig, aber sie erscheinen ungerecht, weil Rogge die berechtigten Forderungen des Künstlers an den religiös Wertenden nicht genügend herausstellt. Ganz gewiß: im Wesen der Religion liegt nichts, was der wahre Künstler als Hemmung seiner Kunst empfinden könnte, aber im Dasein der Religion in der leider sehr oft künstlerisch impotenten Kirche da liegen soviele Anstöße für den Künstler, Beleidigungen der Kunst, daß die Gerechtigkeit erforderte, diese klar herauszustellen. Wir müssen das um so mehr aussprechen, als wir uns den klaren und geradezu glänzenden Darlegungen durchaus anschließen, die Rogge über Kunst und Künstler bietet. Wer Kant im ersten Paragraphen der Analytik des Schönen nur annähernd begriffen hat, weiß, daß künstlerische Maßstäbe nicht im Objekt liegen, daß darum aber auch dem kunstverständigen Dilettanten, d. i. dem Beschauer ohne technische Einsicht, ein Urteil zusteht trotz aller Einsprach der Künstler. Beginnt ja doch gerade das Problem des Aesthetischen in dem Ringen der Persönlichkeit des Künstlers mittels seines Werkes mit der des Beschauers, also in dem nicht mehr Kenntnis-Mäßigen. Was Rogge über dieses Recht des Beschauens dargelegt hat, empfehlen wir weitesten Kreisen zur sorgfältigen Prüfung und Ermutigung zu ästhetischen Urteilen. Beiläufig sei doch der Ausfall Rogges gegen Friedrich Naumann (S. 21) als das hervorgehoben, was er ist: ein Symptom dogmatisch begrenzter Vorurteilsfreiheit.

Johannes Tiedje

Sonntagsbetrachtungen über Schillers Gedichte. Von R. Strecker. Gießen, Roth 1908. 195 S. 1, gebunden 2 Mk.

Strecker sieht auf Schiller als auf Einen, der die Grundlagen unsres Zeitgeistes gewaltig mitgeschaffen hat, und gibt in den Sonntagsbetrachtungen der Wormser Volkszeitung, teilweise auch der Hessischen liberalen Wochenschrift 58 kurze Betrachtungen von durchschnittlich 2—4 Seiten. Der politisch liberale Standpunkt des Verfassers und ein ziemlich herbes Urteil über Kirche und kirchliches Christentum blicken überall durch. Christlieb

Handbuch der Kirchengeschichte für Studierende, in Verbindung mit Gerhard Ficker in Kiel, Heinrich Hermelink in Leipzig, Erwin Preuschen in Hirschhorn, Horst Stephan in Marburg herausgegeben von Gustav Krüger in Gießen. Vierter Teil: Die Neuzeit, bearbeitet von Lic. Horst Stephan, Privatdozent der Theologie in Marburg. Tübingen, Mohr 1909. 312 S. 5 Mk.

Ob ein neues Handbuch der Kirchengeschichte außer den vorhandenen und neben den im Entstehen begriffenen notwendig war,

vermag ich nicht zu beurteilen. Der vorliegende Teil aber dient zweifellos einem dringenden Bedürfnis, denn er behandelt eine Zeit, in die noch kein strengeren wissenschaftlichen Ansprüchen genügendes neues Lehrbuch vorgedrungen ist, eine Zeit, deren Kenntnis für den gegenwärtigen und zukünftigen Pfarrer und für weitere Kreise geradezu unerläßlich ist, und für die die Quellen außerordentlich zerstreut und schwer auffindbar sind. Stephan nimmt als Termin des Beginns der neuen Zeit bei aller Betonung, wie schwer es ist, ein bestimmtes Jahr zu nennen, 1689 an; da es sich um die Geschichte der Kirche in der Welt, nicht in Deutschland allein handelt, mit gutem Grunde. Er teilt den Zeitraum bis zur Gegenwart im Jahre 1814, und auch das dürfte empfehlenswert sein. Innerhalb dieses Rahmens tritt dann die Gliederung nach sachlichen Gesichtspunkten ein, wobei der Stoff nicht konstruktiv vergewaltigt und doch höchst übersichtlich und in nicht allzu großen Abschnitten geordnet wird. Sieht man den gelungnen Aufriß des Ganzen an, so möchte man fast bedauern, daß dieser nur einem Handbuch dient, daher nicht mit fortlaufender Erzählung gefüllt ist, sondern nur als Gerüst für die in knappstem Stil gehaltne Detailmenge und die sorgfältigen Literaturangaben dient. Das Bedauern wird um so größer, als die jeden Paragraphen eröffnende zusammenfassende Darstellung die Begabung des Verfassers zu anschaulicher Schilderung und glücklicher Formulierung, besonders wo er geistige Strömungen charakterisiert, erkennen lassen. Jedoch der Zweck des Handbuchs brachte es mit sich, daß der Nachdruck auf die Ordnung und Sammlung des Details fiel; so braucht es der Studierende zum Studium; freilich wird er sich hüten müssen, nicht das ganze Detail bewältigen zu wollen. Darüber hinaus wird das Buch aber auch dem sehr nützlich sein, der sich schnell über einzelne Zweige und Zusammenhänge der neuen Kirchengeschichte orientieren will, er wird gewiß immer finden, was zur Urteilsbildung genügt und, wo er es verlangt, den Weg zu eindringenderer Beschäftigung eröffnet sehen. Wer aus eigner Erfahrung weiß, wie mühsam eine solche Sammlung und Sichtung des versteckten Stoffes und der unübersehbaren und weitverzweigten Literatur ist, wird sich dieser selbstlosen, gewissenhaften Arbeit zu lebhaftem Dank verpflichtet fühlen. Hierbei hat der Verfasser auf entlegenen Gebieten, die er nicht selbst beherrschte (wer könnte Alles beherrschen!), ausgezeichnete Helfer herangezogen: für die Geschichte der Liturgie und der Predigt Rudolf Günther in Marburg, für Amerika Walter Rauschenbusch in Rochester. Eine gleich knappe, übersichtliche und prägnante Schilderung des amerikanischen Christentums dürfte nirgends sonstwo existieren.

Ich muß aber noch ein Andres nennen, was das Buch auszeichnet. Dies ist die enge Verknüpfung mit der allgemeinen Geistesgeschichte. Das Leben der Kirche kommt vortrefflich als eine Strömung innerhalb einer großen reichen Weltbewegung zur Geltung. Die Studierenden, die sich an diesem Buche ein Bild machen, müssen doch von der engen und einseitigen Betrachtungsweise abgezogen werden, unter Kirchengeschichte wesentlich nur Geschichte der Theologie und der Kirchenverfassung zu verstehen; sie lernen, daß die tiefstgreifenden Anregungen der Frömmigkeit grade von Geistern gekommen sind, die außerhalb der Kirchen standen, und von Bewegungen, die aus philosophischen Gedankenbildungen und ästhetischen Empfindungsveränderungen herrühren. Außerordentlich gelungen sind z. B. die Abschnitte, die von der Aufklärung im deutschen Protestantismus und ihrer Bekämpfung und Ueberwindung handeln. Es erscheint mir nicht so wichtig, daß daneben die verfassungsgeschichtlichen Fragen ein wenig in den Hintergrund gerückt sind, ja daß sich in diesen hie und da eine leise Unsicherheit beobachten läßt. Bedenklicher ist, daß die Unkirchlichkeit des Arbeiterstandes, der Kirchenhaß der Sozialdemokratie geschichtlich gar nicht erklärt wird, — freilich, wer kann das mit sichern Einzelnachweisen erklären?

Ich schließe damit, dem Buche viele dankbare Benützer zu prophezeihen. Es wäre kein gutes Zeichen, wenn diese Prophezeihung nicht in Erfüllung ginge und das Buch nicht den Nutzen brächte, den es stiften könnte.

Erich Foerster

Kleine Mitteilungen. Auf die Frage nach einem Liederbuch für soziale Abende junger Männer in Nr. 40 Sp. 955 ist leider keine Antwort eingegangen. In Marburg hat man ein Heftchen Lieder für Studenten-Gottesdienste zusammengestellt: sechzehn, von Luther, Gramann, Meyfart, Gerhardt, Fleming, Scheffler, Neander, Tersteegen (2), Zinzendorf, Novalis, Arndt, Spitta, Schönaich-Carolath, Gustav Schüler (2). Wenn die schöne kleine Auswahl irgendwo dienen kann, so vermittle ich gern das Geschäftliche, bitte aber dann um schnellen Auftrag, denn es handelt sich darum, ob eine größere Auflage gedruckt werden soll.

Auf Wunsch ist von dem Tauflied in Nr. 9 ein Sonderdruck hergestellt worden. Es ist, einen Pfennig das Stück, vom Verlage der Christlichen Welt zu beziehen. Das Lied ist auch bereits in ein neues Gesangbuch aufgenommen worden.

Unter den Toten des ablaufenden Kirchenjahres war ein besonders gelehrter und verehrter Theologe, Heinrich Holtzmann. Sein „Lehrbuch der neutestamentlichen Theologie" ist schon längere Zeit vergriffen. Professor Jülicher teilt uns mit, daß er und und Lic. Walter Bauer mit dem Druck einer neuen vielfach veränderten Auflage des Werks begonnen haben. Die Handschrift hat der Verfasser, bis an seine letzten Tage daran arbeitend, im Wesentlichen druckfertig hinterlassen. Die Herausgeber glauben das Erscheinen der beiden Bände bis Weihnachten 1911 in sichre Aussicht stellen zu können.

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Breslau. Donnerstag 17. November 8¼ Uhr im Haus der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, an der Matthiaskunst 4—5: Judentum und Christentum nach Cohen. Kircheninspektor Propst Decke.

Chemnitz. Donnerstag 1. Dezember 8 Uhr Deutscher Kaiser: Der Christ als Staatsbürger. Rechtsanwalt Dr. Müller.

Dresden. Mittwoch 23. November 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Das Wesen der Religion nach Wilhelm Wundt. Dr. Schaller-Freiberg.

Halle. a. S. Mittwoch 23. November 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause: Autorität und Freiheit.

Magdeburg. Mittwoch 30. November 3½ Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Die moderne Kultur und die christliche Hoffnung. Pfarrer Habermann.

Nordhausen. Mittwoch 7. Dezember 3 Uhr in der Hoffnung: Jesus als Künstler. Pastor Gewalt.

Plauen i. V. Dienstag, 22. November 8 Uhr bei Tömel, Oberstock: Wie lesen wir Modernen die Bibel? Pastor Bergsträßer.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 45. Deutscher Pfarrertag zu Königsberg — Aus Hamburg — Die römische Kurie (Fortsetzung) — Verschiedenes: Holtzmanns Lehrstuhl; Das Reich; Berliner Weltkongreß

Heiratsanzeige

Philipp Einstmann
Pastor zu Badbergen

Mathilde Einstmann
geb. **Ziegeler**

Oktober 1910

Cand. theol. oder **phil.** wird als **Hauslehrer** für zwei Knaben (Sexta) sofort nach Westerland auf Sylt gesucht. Angebote mit Photographie und Angabe des Gehalts erbeten an Pastor **Nielsen-Westerland.**

Junger protestantischer Dorfpfarrer sucht Stelle als **Religionslehrer** an höherer staatlicher Anstalt. Angebote unter **W. P.** an den Verlag dieses Blattes.

Pfarrstelle

An der Trinitatiskirche zu **Charlottenburg** ist am 1. März 1911 eine Pfarrstelle zu besetzen. Einkommen nach dem Regulativ der Berliner Stadtsynode. Bewerbungen bis 27. November erbeten.

Charlottenburg, Mommsenstr. 46

Der Gemeindekirchenrat
Dr. Luther

Tüchtiger Gemeindehelfer, 36 Jahre, musikalisch, **sucht passende Stelle**, am liebsten in großer Gemeinde. Offerten unter **B W** an den Verlag.

Soeben sind erschienen:

Der erste Korintherbrief völlig neu bearbeitet von D. **Joh. Weiß**, Professor der Theologie zu Heidelberg. XLVIII, 388 S. Lex. 8°. Preis geheftet 9 M; in Halblederbd. 10,60 M.
(Kritisch-exeget. **Kommentar** über das N. T. begründet v. H. A. W. **Meyer** 5. Abt. 9. Aufl.)

Bornhausen, Lic. **Karl**, **Der religiöse Wahrheitsbegriff in der Philosophie R. Euckens.** Preis 1,60 M.
(Sonderdruck aus „Religion und Geisteskultur" IV. Jahrg. 4. Heft).

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Morgenandachten dargeboten von den Freunden der Christlichen Welt. Tübingen. J. C. B. Mohr. Broschiert 5 Mk., gebunden 6,50 Mk., in Leder gebunden 10 Mk.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von F. M. Schiele. Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen. V. 7/8. „Die Stellung des Christentums zum Geschlechtsleben." Von **Martin Rade.** M. 1.—, gebunden M. 1.30. Verzeichnis der Religionsgeschichtlichen Volksbücher bitte zu verlangen.

Drucksachen für Familien- und amtliche Zwecke sowie Werkdruck jeder Art liefert in tadelloser Ausführung zu mässigen Preisen
Buchdruckerei Heinr. Bauer in Marburg a. L.

Probenummern versendet unentgeltlich der Verlag dre Christlichen Welt.

Die neu erschienene und die altbekannte Predigtsammlung von
Dr. **Geyer** und lic. Dr. **Rittelmeyer**

Leben aus Gott | Gott und die Seele

Preis je 6 Mk. broschiert, gebunden 7 1/2 Mk.
empfiehlt **Heinrich Kerler**, Verlags-Conto, **Ulm.**

Neuer Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Weihnachten im Kindergottesdienst. Liturgien, Lieder und Wortverkündigung

von Pastor P. Zauleck

I. Teil: **Sechs Weihnachtsliturgien mit Gebeten, Lektionen und Liedern.**
II. Teil: **Vollständige Begleitung aller vorkommenden Gesangstücke.**
III. Teil: **Unterredungen und Ansprachen.** I. und II. Teil zusammen Mk. 2.—, III. Teil Mk. 1.50. Textblätter jeder Liturgie: 50 St. Mk. 0.80, 100 St. Mk. 1.50, 300 St. Mk. 4.—, 500 St. Mk. 6.—, 1000 St. Mk. 10.—

Das vorliegende Werk, dessen Hauptvorzug Mannigfaltigkeit des Charakters der Gesänge und Schriftverlesungen bildet, dürfte allen Leitern von Kindergottesdiensten eine willkommene Gabe sein.

Projektionsapparate und **Lichtbilder** für **Unterricht** und **Vortrag**
Th. Benzinger
STUTTGART Augustenstr. 15.

DIE BLAUEN BÜCHER
des Verlages KARL ROBERT Langewiesche in Düsseldorf suchen ihre Freunde unter den ernsten Männern und Frauen aller Richtungen, Parteien und Konfessionen unserer deutschen Gegenwart.
je Eine Mark 80 Pf
in den guten Buchhandlungen gern
zur Ansicht!

Die 3. Auflage von **Haucks Realencyclopädie** (neu 260 Mk.), wenig benutzt, zu verkaufen. Angebote unter **W. P.** an den Verlag dieses Blattes.

Thale/Harz, Töchterpensionat v. Frau Professor Lohmann. Alle Wissensch., Künste, Haushalt, Kochen. Gesunde schöne Waldlage. Näh. Prospekt.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

In unserm Verlage erschien soeben:

Ist die historisch-kritische Behandlung des Neuen Testaments berufen, seine Bedeutung für das religiöse Leben zu mindern oder zu steigern?

Von Professor **D. Freiherr von Soden**, Berlin

Gr. 8°. 1 Bogen. 30 Pfennig.

Vortrag beim 5. Weltkongreß für Freies Christentum und Religiösen Fortschritt.

Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H. Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45

Soeben erschienen:

Dr. med. **Wilhelm Winsch: Die wahre Bedeutung des christlichen Abendmahls, eine Offenbarung aus meinem Leben.**

Zu beziehen gegen Einsendung von Mark 0,25 in Fünfpfennigmarken von der Verlagsbuchhandlung **Max Breitkreuz, Berlin C.** 2, Neue Promenade 7.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 35

Monatschrift für Pastoraltheologie

zur Vertiefung des gesamten pfarramtlichen Wirkens

neu begründet von D. H. A. Köstlin und herausgegeben von

D. Dr. Paul Wurster, und Dekan a. D. **Lic. th. Rudolf Günther**
ord. Prof. der Theol. in Tübingen — Priv.-Doz. in Marburg i. H.

Jährlich 12 Hefte. Abonnementspreis Mk. 6,—. Einzelne Hefte 75 Pf.

Das soeben erscheinende **3. Heft des VII. Jahrgangs** enthält nachstehende Beiträge:

Wie soll ich dich empfangen. Dorfpredigt zum 1. Advent. (G. Beck) — **Die Oden Salomos und das Neue Testament.** (Fr. Spitta) — **Religion und Friede.** (F. Siegmund-Schultze) — **Die Bergpredigt als exegetisches Problem.** (Megerlin) — **Paul Drews, Das Problem der praktischen Theologie.** (E. Chr. Achelis) — **Ein Disziplinarprozeß der anglikanischen Kirche.** (Guthke) — **Literatur** — **Aus Zeitschriften**

Berliner Weltkongreß

☞ Sonderausgaben:

Baumgarten Die religiöse Erziehung in Deutschland. Preis 40 Pfennige.
Dorner Theologie und Philosophie im 19. Jahrhundert. Preis 1 Mark.
Foerster Die Verfassung der evangelischen Kirche in Deutschland. Preis 50 Pfennige.
Gunkel Die Religionsgeschichte und die alttestamentliche Wissenschaft. Preis 50 Pfennige.
Niebergall Die Predigtkunst in Deutschland. Preis 40 Pfennige.
Schmidt Die weltgeschichtliche Mission des Protestantismus. Preis 60 Pfennige.
Citius Recht und Schranken des Evolutionismus in der Ethik Preis 75 Pfennige.
Wobbermin Aufgabe und Bedeutung der Religionspsychologie. Preis 60 Pfennige.
Lhotzky Gott und die Religionen. Preis 50 Pfennige.
Schrempf Was unsereiner will — ein Bekenntnis kein Programm. Preis 50 Pfennige.
Schieler Der kirchliche Liberalismus und die Freien religiösen Gemeinden. Preis 40 Pfennige.
Cohen Die Bedeutung des Judentums für den religiösen Fortschritt der Menschheit. Preis 60 Pfennige.
Bornhausen und **Jaeger** Die Religion Schillers und Goethes. Preis 60 Pfennige.

☞ In zweiter Auflage:

Bousset Die Bedeutung der Person Jesu für den Glauben. Preis 60 Pfennige.
Weinel Theologiestudium und Kirche. Mit einem Nachwort. Preis 40 Pfennige.

Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45

Ludwig-Stiftung zu Bremen

Das unterzeichnete Kuratorium ersucht die Verfasser der nicht gekrönten Preisarbeiten noch einmal, die Adressen anzugeben, unter welchen die Arbeiten zurückgesandt werden sollen. Vom 15. Dezember d. J. ab hält sich andernfalls der Unterzeichnete für ermächtigt, die betreffenden Umschläge zu eröffnen.

Das Kuratorium der Ludwig-Stiftung zu Bremen
R. Emde, Vorsitzer

Soeben ist in unserm Verlage erschienen:

Fünfter Weltkongreß für Freies Christentum und Religiösen Fortschritt

Berlin 5. bis 10. August 1910

Protokoll der Verhandlungen in zwei Bänden
Erster Band
Herausgegeben von D. Max Fischer und D. Friedrich Michael Schiele
Erstes und zweites Tausend
Preis für beide Bände **7,50 Mark.** Die Abnahme des ersten Bandes verpflichtet auch zur Abnahme des zweiten.
Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H. Berlin-Schöneberg Eisenacherstr. 45

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu vier literarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Alfred Janssen in Hamburg (Eine Auswahl guter Bücher); J C B Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen (Theologische Unternehmungen); Reichl und Co. in Berlin (Weltanschauung); Edwin Runge in Großlichterfelde (Briefe aus Kleinasien von einem Frühvollendeten)